Hattingen, den 10. Oktober 1907. 14. Jahrgang. — Nr. 41.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Hattingen. Für die Redaktion verantwortlich: E. Zänker in Hattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" bei der Nürnb. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingngen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

In Karlsruhe hat die Beisetzung des Großherzogs Friedrich I. von Baden in Anwesenheit des Kaisers, des deutschen Kronprinzen und zahlreicher Fürstlichkeiten stattgefunden. In der Schloßkirche hielt der Seelsorger des Großherzoglichen Paares Oberkirchenratspräsident D. Helbing eine Predigt über 1. Mose 24, 56 und segnete die Leiche ein. Dann bewegte sich der Trauerzug unter Glockengeläut und Trauersalut nach dem Mausoleum im Fasanengarten, wo ebenfalls Exzellenz D. Helbing die Gedächtnisrede über den Bibelspruch „Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein!" hielt. Mit Gebet, Segen und Orgelspiel schloß die ergreifende Feier. — In der Kapelle zu Cadinen wurde auf Anordnung der Kaiserin ein Trauergottesdienst für den verstorbenen Großherzog von Baden abgehalten.

Ein Wechsel in hohen Reichsämtern ist amtlich bekannt gegeben worden. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes v. Tschirschky und Bögendorff ist von dieser seiner Stellung zurückgetreten und geht als Botschafter nach Wien. Zu seinem Nachfolger an der Spitze des Auswärtigen Amtes ist der Botschafter in Petersburg Herr v. Schön bestimmt worden. Der bisherige Botschafter in Wien Graf v. Wedel ist zum Statthalter von Elsaß-Lothringen ernannt worden als Nachfolger des greisen Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, der sich in den Ruhestand zurückzieht.

Der Wechsel ist mit großer Ruhe aufgenommen worden. Der Wechsel hatte auch durchaus nichts Krisenhaftes, sondern vollzog sich als eine ganz organische Entwickelung. Herr v. Tschirschky wünschte infolge seines Mangels an parlamentarischer Beredsamkeit und seiner nicht gerade übermäßig starken Gesundheit die Leitung des Reichsamts der auswärtigen Angelegenheiten mit einem Botschafterposten zu vertauschen, und er wurde auf denjenigen in Wien gesandt. Der 75jährige Statthalter Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg war müde geworden und erhält den bisherigen Botschafter in Wien, Grafen v. Wedel, zum Nachfolger. Mit der Ernennung des Grafen Wedel zum Statthalter in den Reichslanden knüpfte die Tradition an die erste Besetzung des Statthalterpostens durch den Freiherrn v. Manteuffel an, der gleich dem Grafen Wedel Offizier und Diplomat in einer Person ist. Ueberraschend schnell verließ Herr v. Schön den Botschafterposten in Petersburg, um Staatssekretär des Auswärtigen Amtes zu werden. Viel Kopfzerbrechens macht man sich wegen des Nachfolgers des Herrn v. Schön, obwohl die offizielle Ernennung doch sehr bald erfolgen muß.

Getretener Quark wird breit, nicht stark. Englische Blätter wiederholen ihre geistreiche Behauptung, der deutsche Kaiser werde dem Präsidenten Roosevelt ein deutsches Kriegsgeschwader unter Führung des Prinzen Heinrich zur Verfügung stellen für die Zeit, in welcher das im Atlantic stationierte amerikanische Geschwader im Stillen Ozean operiert. Selbstverständlich enthält die Angabe kein wahres Wort.

Infolge der fortdauernden Unstimmigkeiten mit der französischen Kriegsleitung will sich Spanien ganz und gar aus Marokko zurückziehen, gegen das es nur sehr ungern eine Expedition mitmachte. Andererseits beschwert sich der französische General Drude bei seiner Regierung bitter über Eigenmächtigkeiten des spanischen Expeditionschefs. — Die Stimmung Frankreichs gegen Spanien verschärft sich auch dadurch, daß es heißt, König Alfons werde auf seinen Reisen nach Wien und London Paris meiden. Auch darin sieht man in Paris eine Absicht, daß König Alfons zugleich mit dem deutschen Kaiser in London sein wird.

In Frankreich hat eine große Aktion gegen den Antimilitarismus stattgefunden. In Amiens hielt der Ministerpräsident Clemenceau, umgeben von Picquart, Pichon und dem Handelsminister Doumergue, eine große Rede gegen den Antimilitarismus; in der Stadt Lievin sprach Briand vor einem Auditorium von ca. 2000 Bergleuten über das gleiche Thema, und in Creil nahm ein radikaler Kongreß eine scharfe Resolution gegen den Antimilitarismus an. Auch in Toulon, Nancy, Toul, Luneville und einer ganzen Reihe von anderen Städten sprachen Senatoren und Deputierte in meistens sehr gut besuchten Versammlungen gegen Herve und Genossen.

Aus Odessa wird ein Bombenattentat auf einen russischen Eisenbahnzug gemeldet. Reisende des in Ungheni aus Odessa mit Verspätung angekommenen Abendzuges erzählten, daß vor einer bei Rasdelnja liegenden Station eine Bombe auf den Zug geworfen wurde. Die Lokomotive wurde vernichtet, Mechaniker und Heizer wurden getötet. Die Missetäter drangen in den Postwagen ein, töteten den Beamten und zwei Gendarmen und raubten 25 000 Rubel. Durch das plötzliche Stehenbleiben des Zuges fand ein heftiger Zusammenstoß der Waggons statt, wobei zwei Frauen getötet und mehrere Reisende verwundet wurden.

Ueber einen türkischen Einfall in persisches Grenzgebiet melden authentische Nachrichten, daß ein Bataillon Türken nach Einnahme der Kreise Ssomai und Bardust den Kreis Deschtirbey mit der Stadt Uschnu eingenommen hat. Eine andere Abteilung rückt auf Dilman in der Provinz Aserbeidschan vor. Durch die Einnahme dieser Stadt droht die telegraphische Verbindung mit Urmia abgeschnitten zu werden. Die Bevölkerung von Urmia hat einen Bevollmächtigten nach Teheran entsandt, der die Regierung bitten soll, energische Maßnahmen gegen das Anrücken der Türken zu treffen.

Die Löwenplage in Deutsch-Ostafrika.

Aus einem Briefe der Frau Missionar Brauer in Ipole, einer Missionsstation, wird folgendes mitgeteilt: In der Nacht zum 19. Juli brachen zwei Löwen in unseren Kuhstall ein. Mitten in der Nacht erwachten wir von dem Lärm unserer Leute und dem Brüllen der Löwen, auch gab der schwarze Viehhirte, der ganz in der Nähe des Stalles sein Haus hat, zwei Schüsse ab. Aber sonst war nichts zu machen; denn es war stockdunkel, und wir konnten nur vermuten, daß ein oder zwei Löwen im Stall seien. Es war eine schreckliche Nacht. Am nächsten Morgen bot sich uns ein trostloser Anblick: vier Kühe waren getötet, zwei verwundet, und das übrige Vieh war so verängstigt und aufgeregt, daß es kaum gemolken werden konnte. Da mein Mann sich noch nicht völlig von einem Fieberanfall erholt hatte, schickten wir gleich Meldung nach Sikonge (ebenfalls Missionsstation), und schon gegen Abend kam Missionar Neumann von dort uns zu Hilfe. Dieser hatte sich schon öfters als sehr tapferer und erfolgreicher Löwenjäger bewährt. Er verbrachte die Nacht mit einigen Eingeborenen im Kuhstall, und wirklich kamen die Löwen beide wieder, da sie sich das viele Fleisch nicht entgehen lassen wollten. Der eine kam schon um 10 Uhr abends, als der Mond noch schien, so daß Missionar Neumann ihn mit seiner neuen, vortrefflich bewährten Raubtierbüchse erlegen konnte, als er von dem Fleische fraß, das vor dem Stalle hingelegt worden war. Der zweite kam ungefähr um 3 Uhr morgens, und da es inzwischen ganz dunkel geworden war, konnte Neumann nur aufs Geratewohl schießen. Er verwundete das Tier aber doch derart, daß es sich nicht mehr weit schleppen konnte, und man es am nächsten Morgen auf einem Felde in der Nähe liegen fand. Als die Leute sich näherten, richtete es sich brummend auf und lief fort, kam aber nicht weit, ehe ihm der Garaus gemacht wurde. Es waren zwei große männliche Tiere, und es ist unglaublich, durch welch kleines Loch sie sich in den Viehstall gezwängt haben. Die Dornen, die zum Schutze angebracht waren, hatten sie etwas beiseite geschoben und dann zwei dicke Balken durchgefressen. Dabei müssen sie sich aber ziemlich gerissen haben, nach den Blutspuren zu urteilen. Der Jubel der Leute, daß nun wieder zwei so große Tiere erlegt waren, ist nicht zu beschreiben. Das Schreien, Trommeln und Tanzen wollte gar kein Ende nehmen, und erst gegen Mittag legte sich der Lärm etwas.

Der Doppelgänger.

Roman von H. Hill.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

28. Kapitel.

Es war eine etwas gewagte Kombination, die Tante Anna veranlaßt hatte, Wolters zu beauftragen, daß er auf die Fingernägel des Freiherrn achte. Sie hatte, als sie mit Paul die Partie Pikuett spielte, noch mit Vergnügen wahrgenommen, wie tadellos schöne Nägel er hatte. Wenn die nun am Abend zerkaut waren, so war das ihrer Meinung nach ein Beweis, daß er wieder der Mensch war, als den sie ihn zuerst in Schlachtensee kennen gelernt hatte — ja, daß er wieder geisteskrank geworden sein müsse.

Wenn der Steward ihr mitteilte, daß ihre Vermutung richtig gewesen war, so wollte sie Hertha veranlassen, eine andere Kabine für die Nacht zu benutzen. Oder besser noch, sie wollte die junge Frau in ihre eigene nehmen; es war nicht gut, wenn sie, krank wie sie war, in dieser Nacht allein schlief.

Als der junge Mann jedoch nicht zurückkehrte, sagte sie Hertha nichts mehr von ihren Befürchtungen und zog sich in ihre eigene Kabine zurück. Das Aussehen ihrer Nichte wollte ihr gar nicht gefallen, aber auf ihre besorgten Fragen gab Hertha nur die Antwort, daß sie sich ganz wohl fühle. So küßte sie denn ihre Nichte nur auf die Stirn, wünschte ihr eine Gute-Nacht und begab sich zur Ruhe.

Sie war jedoch noch nicht eingeschlafen, als leise an die Tür geklopft wurde und Hertha im Nachtgewand hereinschlüpfte.

„Ich muß Dich bitten, mir für diese Nacht hier Gastfreundschaft zu gewähren", sagte sie mit einem gezwungenen Lächeln. „Er benimmt sich wirklich so, daß ich es nicht aushalten kann. Er hat sich in seiner Kabine eingeschlossen, und durch die Tür beschimpft er mich fortwährend. Noch niemals habe ich Worte wie heute abend aus seinem Munde gehört."

Sie machten, so gut es eben gehen wollte, ein zweites Bett zurecht, und Hertha legte sich nieder. Lange noch fanden die beiden Frauen keinen Schlaf, aber ganz verschieden waren die Gedanken, die sie erfüllten. Die alte Dame dachte daran, am nächsten Morgen in möglichster Eile nach Exmouth oder irgend einem anderen Hafen zu fahren, den Irren an Land zu schaffen und an Doktor Baumann zu telegraphieren, daß er seinen Patienten abholen ließ. Hertha aber wollte nicht wieder an die englische Küste zurückkehren. Sie gedachte in die See hinaus zu fahren — in den Ozean, weit, weit fort, daß niemand ihre Schmach und ihr Unglück sehen konnte! — —

Wie ein fressendes Feuer verbreitete sich am nächsten Morgen die Nachricht über das Schiff, Herr Burkhardt sei betrunken oder gar verrückt, vielleicht auch beides. Die ganze Nacht hindurch hatte man ihn singen und toben hören; die Möbel hatte er durcheinander geworfen, die leeren Kognakflaschen an den Wänden der Kabine zertrümmert und alles, was nicht niet- und nagelfest war, kurz und klein geschlagen. Den Diener, der ihm am Morgen Wasser bringen wollte, hatte er durch die Drohung, er würde ihn ermorden, sogleich wieder in die Flucht gejagt.

Als dann bekannt wurde, die junge Frau habe sich in der Kajüte ihrer Tante einquartiert, steckten die Leute noch mehr die Köpfe zusammen; ein anderer Geist schien über das Schiff gekommen zu sein, das bis heute nur Glück und Zufriedenheit gesehen hatte.

Hertha hatte am nächsten Morgen, nachdem sie eine schlaflose Nacht verbracht, ihre Selbstbeherrschung vollkommen wiedergefunden. Ein wenig blaß zwar sah sie aus, und unter ihren Augen lagerten dunkle Schatten; ihr Gesicht war jedoch vollkommen ruhig. Wie alle Morgen frühstückte sie mit Tante Anna — nur daß ihr Gatte dabei fehlte. Mit keinem Worte wurden die Geschehnisse des letzten Tages erwähnt, zwischen den beiden Frauen schien ein stillschweigendes Uebereinkommen zu bestehen, nicht darüber zu reden.

Nach dem Frühstück ging sie auf das Deck hinauf. Kapitän Crawford kam ihr entgegen, er kündigte sich, wie sie die Nacht verbracht hatte, aber erwähnte mit keinem Wort das seltsame Benehmen ihres Gatten. Es machte jedoch den Eindruck, als erwarte er eine betreffende Mitteilung von ihrer Seite, und es klang ein wenig anzüglich, als er sich erkundigte, in welchen Hafen er fahren solle.

Hertha beherrschte noch der gleiche Gedanke wie am Abend zuvor — keinen fremden Menschen sehen müssen, keinen ahnen oder gar wissen lassen, welches Unglück sie betroffen hatte.

Deshalb fragte sie, mit einem Blick auf die fern wie im Nebel verschwimmende englische Küste:

„Ist das Wetter gut genug, um eine Fahrt in den Ozean wagen zu können — ich meine natürlich in den Atlantischen?"

James Crawford blickte prüfend zu dem wolkenlosen Himmel empor und dann auf die weite Wasserflächen.

„Wir können es ohne jede Gefahr wagen — das Wetter könnte ja gar nicht besser sein," sagte er, aber er kam nicht gerade sehr erfreut heraus, und auch sein Gesicht zeigte einen ernsten Ausdruck. Die Aussicht, mit einem Geisteskranken oder wenigstens Trinker auf dem Ozean zu kreuzen, war ihm natürlich nicht sonderlich angenehm. Er hatte erwartet, daß Hertha den Befehl geben würde, den nächsten Hafen anzulaufen.

„Das ist mir sehr angenehm; wir wollen also auf den Ozean hinausfahren, Sie brauchen keine bestimmte Richtung einzuhalten, sondern können beliebig kreuzen."

Sie blickte gedankenvoll auf die Drähte, die zu dem Marconi-Apparat gehörten und am Mast befestigt waren. Dann fügte sie noch hinzu:

„Aber entfernen Sie sich nicht zu weit vom englischen Festlande — bleiben Sie jedenfalls so nahe, daß die Verbindung mit der Marconi-Station nicht verloren geht."

Der Kapitän verneigte sich leicht.

„Ich verstehe!" antwortete er ernst. Und er verstand sie wirklich. Er begriff, daß es ihr nicht lieb war, einen Hafen anzulaufen, ehe sie Gewißheit darüber hatte, was ihrem Gatten fehlte — und er begriff auch, daß sie die Verbindung mit dem Lande nicht verlieren wollte, um eventuell schon vom Schiff aus Weisungen zu geben, daß Burkhardt vom Hafen aus sofort in eine Anstalt befördert werden konnte.

Sie hatten ihr Gespräch am Fuß der Kommandobrücke geführt, die Crawford nun erstieg, um die nötigen Befehle zu geben. Sie hörte ihn etwas in den Maschinenraum hinunterrufen und sah ihn das Steuerrad drehen. Als gleich darauf das Schiff eine Wendung machte, schickte sie sich an, in den Salon hinabzugehen.

Aber entsetzt fuhr sie zusammen und prallte um einen Schritt zurück bei dem Anblick, der sich ihr da plötzlich bot.

Da stand der Mann, den sie für ihren Gatten hielt, der aber in Wirklichkeit ein aus dem Irrenhause entkommener Kranker war, barfuß, ohne Rock und Weste, mit wirrem Haar und branntweingerötetem Gesicht. Die Augen, die mit einem furchtbaren Blick auf sie gerichtet waren, glühten wie zwei feurige Kohlen — aus dem halbgeöffneten Munde aber kamen heisere, irre, schreckliche Laute.

War das der Mann, den sie geliebt hatte wie niemanden sonst auf Erden?

Et gett doch noch ehrliche Lüh.

'Ne Burenfrau harr in dä Stadt
Mol eenes Owends ingekoft;
Dä Korw wor pide pade vull
Un dat wör alles, wie sä glowt.
Sä trossen wier nom Kotten hen,
Doch as sä ankam met dem Pack,
En Schnur geng öwer't ganze Liew,
Vergetten wor den Regendak.
Oehr Moder harr in Ehren all
Dat Dier gebruket fiefteen Johr;
Dat Erwstück mogg wier bi dä Bahn,
Van Owend noch, jo dat wor klor.
Sä kannt dat Möbel ganz genau,
Dä Krücke un't karrerrte Dauk;
Sä wuß van öm genau Bescheed
Wie in dem Sunndags-Nommdagsbauk
Sä pock dä Klüngeln sick bineeen
Un flott wo noh dä Stadt marscheert;
Talt unnerweges sick all op,
Wo öwerall sä ingekehrt.
Bim ersten Kopmann angelangt
Un kaum en Schrett im Hus gedoh'n,
Do sag sä: „Och, kielt doch es noh,
Eck leit hier minen Schirm wol stoh'n?"
Man kek in alle Ecken h'rüm,
Doch wat man socht, funt sick nich vör;
Dä Olle schüddeln met den Kopp
Un mok sik trurig wier derdör.
Bim twedden geng et gerade so;
Dä Mann wor höflich, sag: „Bedur,
Doch leiwe Frau, van Inken Schirm
Eß hier im Laden käne Spur".
Sä kloppen noch den dritten af,
Vull Hoffnung un vull frohen Mau;
Doch ok bim veerten stonn hä nich;
Do wor't dä Moder mangs benaut.
Sä twieweln all, dat je dat Stück
Noch es in öhre Hänne kam;
Den fiesten wor den lesten all,
Tau dem sä jetzt dä Zuflucht nahm.
Ganz hülensmote kam sä an
Un freig bedreist im Laden noh;
„Gewiß," sag man, „dä Schirm eß hier.
Stonn ebben an dä Theke do!"
Vull Freide reip dä Buersfrau:
„Gott Low un Dank vö düsse Sak!
Vo'n Owend freig bi veeren all
Noh dem verlor'nen Regendak;
Dä schlechte Völker sagten: Nee!
Harr'n nix van minen Schirm geseih'n.
Eck dank ok! Git sind ehrlich noch,
Dat sall min Läwen lang mi frei'n.
Eck komm jetzt ümmer blos noh hier;
Wat süß eck bi dä ännern holl,
Kop eck bi Ink, denn Git sind brav,
Go'n Owend! büs en annermol!"

So wirds gemacht.

Aus dem Leben Zar Alexanders 2. wird folgendes Geschichtchen erzählt. Kurz vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges wurde in Petersburg eine Falschmünzerbande entdeckt, in deren Mitte sich auch General Nelidoff befand, und dieser wurde mit Verbannung seiner Komplizen gefänglich eingezogen. Die Beteiligten wurden zur Verbannung nach Sibirien verurteilt. Alle Anstrengungen der Gemahlin des Generals, ihren Gatten zu befreien, scheiterten. Von befreundeter Seite wurde der Generalin geraten, sich mit einem Begnadigungsgesuch an den Zaren zu wenden, zunächst aber die Vermittlung seines ebenso schlauen wie geldgierigen Geheimsekretärs Abramowicz in Anspruch zu nehmen; der Sekretär versprach, unter Verpfändung seines Ehrenwortes (!), die Befreiung des Delinquenten gegen Zahlung der Kleinigkeit von 100 000 Rubel. Abramowicz diktierte der Generalin das Gesuch, welches nur noch der Zar mit seiner entscheidenden Randbemerkung zu versehen hatte. Bei Durchsicht desselben kämpfte der Zar einen schweren Kampf zwischen Pflicht und Neigung. Der Kaiser konnte sich nicht entschließen, das Delikt ungesühnt zu lassen. Mit schwerem Herzen setzte er auf das Gesuch die verhängnisvolle Verfügung: „Befreien nicht angängig nach Sibirien deportieren," und übergab diese Kabinettsorder seinem Stekretär zur weiteren Veranlassung. Abramowicz mußte aber seine Ehre und sein . . . Geld retten! Er setzte daher hinter dem Worte „befreien" ein Komma und erließ die Kabinettsorder, infolge deren nun der General aus der Haft entlassen wurde. Wie erstaunte der Zar, als am folgenden Tage der General ihm zur Audienz gemeldet worden ist, um seinem kaiserlichen Herrn für die Begnadigung persönlich zu danken. „Ein Mißverständnis waltet hier; meine Befehle werden falsch ausgeführt!" rief der Zar entrüstet; „man rufe mir sofort meinen Sekretär!" Bestürzt erschien der dienstfertige Sekretär und präsentierte dem Zaren seine eigenhändige Verfügung, in der er nur . . . ein Komma zu setzen vergessen hatte! Ein Blick auf das Schriftstück genügte, um den Kaiser die ganze Situation durchschauen zu lassen, und, froh darüber, den getreuen General gerettet zu sehen, erheiterte sich sein Gesicht und in jovialem Tone fragte er Abramowicz, was bei ihm ein Komma koste?" „Diesmal wollen wir es gelten lassen," befahl der Kaiser, „für die Folge aber verbitte ich mir in meinen Verfügungen dergleichen Kommata." — Der General und Abramowicz waren gerettet.

Zur Mordtat der Bürgermeisterstochter Beier in Brand.

Wer von der unseligen Tat der Tochter des verstorbenen Bürgermeisters Beier in Brand hörte, die nach wohlvorbereitetem Plane ihren Verlobten kaltblütig ermordete, indem sie ihn zärtlich umschmeichelte, ihm schelmisch neckend die Augen verband, um ihn dann meuchlings durch zwei Revolverschüsse zu Boden zu strecken, der wird an diese Mörderin nur als ein entmenschtes brutales Weib denken können. In ihrer Heimat, in Brand, hätte jedoch niemand dem 23jährigen Mädchen die ungeheuerliche Tat zugetraut. Niemand hätte das hübsche, zarte Mädchen, das fast täglich in lichtfarbenen, fußfreien Seidenkleide, einen großen Bernhardiner als Begleiter, träumerisch die Felder durchstreifte, das jedermann mit einem freundlichen Lächeln begegnete, eines Mordes für fähig gehalten, obwohl ihr schon seit einiger Zeit so manches nachgeredet wurde. Jetzt aber ist sich in Brand jedermann darüber klar, daß das junge Mädchen das willfährige Werkzeug ihrer Mutter und des ebenfalls im Freiburger Landgerichtsgefängnis befindlichen Kaufmannes Merker aus Dresden, ihres Geliebten, war! Der kürzlich verstorbene Vater der Mörderin war früher armer Bergmann. Er brachte es bis zum Steiger, wurde dann Verwalter der städtischen Sparkasse in Brand und später berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger auf den Bürgermeisterstuhl der kleinen Bergstadt. Er hat manches für die Stadt bewirkt, aber als er vor einigen Wochen starb, unterließen es die städtischen Vertreter und Beamten, ihm auch nur ein ehrendes Wort öffentlich nachzusagen. Er der früher arm war, hinterließ ein Vermögen von 60 000 Mark! Seine Frau, die sich nur ungern daran erinnerte, daß sie die Tochter eines armen Schuhmachers war, ließ nichts unversucht, um zu Vermögen zu gelangen. Unter ihrem unseligen Einfluß wurde die Tochter zunächst zur Erbschleicherin. In Freiberg lebte ein vermögender alter Verwandter, der Armenhausverwalter Kräner. Diesen „pflegten" Mutter und Tochter, und als er starb, entdeckte man ein von der Grete Beier gefälschtes Testament, was zur Verhaftung der Täterin führte. Bald darauf wurden auch der Kaufmann Merker und Frau Beier, Gretes Mutter, als Mitschuldige verhaftet. Die Entdeckung dieser Fälschung brachte den Stein ins Rollen. Grete Beier verkehrte, trotzdem sie mit dem Oberingenieur Preßler in Chemnitz verlobt war, sehr intim mit dem Kaufmann Merker, der, nachdem er in einem Freiberger Geschäft 2000 Mark unterschlagen, bei einer Brander Firma Stellung erhielt. Die Mutter begünstigte den Verkehr ihrer mit dem Oberingenieur Preßler in Chemnitz verlobten Tochter mit Merker, und so liegt die Annahme nahe, daß beide im Einverständnis mit der Tochter den Plan faßten, den vermögenden Bräutigam aus der Welt zu schaffen. Während man erst annahm, daß die Grete Beier ihren Verlobten ermordete, um sich in den Besitz der 10 000 Mark und der Möbel zu setzen, die ihr Preßler schon während des Brautstandes testamentarisch vermacht hatte, hat man jetzt Anhaltspunkte dafür, daß auch dieses Testament gefälscht ist, und daß die Beier das Testament, nachdem sie ihren Bräutigam ermordet, selbst unter dessen hinterlassene Papiere gelegt hat. So ist unter dem Einflusse geldgieriger Menschen das junge Mädchen zur Mörderin geworden! Sie hat ihre Tat vor dem Untersuchungsrichter bereits eingestanden, und zwar in Gegenwart des Bruders und der Wirtin des Ermordeten.

Allerlei.

Schreckensszenen im Zoologischen Garten zu Berlin. Im Zoologischen Garten wurde ein Knabe von einem Schimpansen angefallen und erheblich verletzt. Im Berliner Garten befindet sich ein zahmer Schimpanse, der zu bestimmten Tageszeiten von einem Wärter aus dem Stall herausgelassen und im Innern des Affenhauses herumgeführt wird. Dies war auch am Sonntag abend wieder der Fall. Er mußte wohl durch einen der Zuschauer gereizt worden sein, denn plötzlich fiel er über den 13jährigen Sohn des Justizrats Ehrelitzer her und schleuderte ihn zu Boden. Der Affe warf sich über den Knaben und biß auf ihn ein. Ehe es dem Wärter gelang, das wütende Tier von seinem Opfer fortzureißen, hatte dieses dem Kinde zwei erhebliche Fleischwunden an der rechten Hand beigebracht. Ein Arzt legte Ch. die ersten Notverbände an.

Der vergessene Soldat. Eine merkwürdige Geschichte wird der Frankf. Ztg. aus dem hannoverschen Dorfe Fredelsloh erzählt. Dort ist seit etwa vier Wochen ein Soldat vom 7. Ulanenregiment untergebracht, der bei einem während des Durchmarsches zum Kaisermanöver erkrankten Pferde zurückbleiben mußte. Das Pferd ist seit einiger Zeit verendet und der Ulan übermittelte seinem Regiment die Todesnachricht mit der Bitte, ihm Mittel zu schicken und zu gestatten, daß er zum Regiment zurückkehren dürfe. Bisher ist ihm indessen noch kein Bescheid geworden. Der Ulan befindet sich in solcher Klemme, daß er mit den Bauern aufs Feld gehen und Kartoffeln buddeln muß, um sich seinen Unterhalt zu verdienen.

Fabrikbrand. Die Holzstoff- und Papierfabrik Fleck bei Lenggries, die der Münchener Bankfirma Gutleben u. Weidert gehört, ist abgebrannt. Das Sägewerk und die Papierfabrik sind vollständig zerstört. Nur das Direktionsgebäude mit den kaufmännischen Bureaus und die gegenüberliegende Gastwirtschaft konnten durch die herbeigeeilten Feuerwehren gerettet werden. Der zum größten Teil gedeckte Schaden beträgt weit über 100 000 M.

Buttat in einer Irrenanstalt. In der Lü-

---

rver es war nicht Zeit jetzt, Betrachtungen anzustellen. Denn es war ganz offenbar, daß ihr von diesem Menschen eine Gefahr drohte.

Paul von Randow hatte den Oberkörper ein wenig niedergeduckt wie eine Katze, die sich zum Sprunge anschickt. Im nächsten Augenblick, ehe sich der Kapitän noch dazwischen werfen konnte, stürzte er in wilden Sätzen auf Hertha los. Sein Gesicht war zu einer gräßlichen Grimasse verzerrt, und seine wie Krallen gekrümmten Finger streckten sich nach der jungen Frau aus.

Hertha hatte sich auf seine erste Bewegung hin zur Flucht gewandt. Den Irren dicht hinter sich, flüchtete sie in den Kartenraum und bemühte sich, die Tür hinter sich zu schließen. Aber sie sprang nicht ins Schloß, und sie eilte deshalb zur anderen Seite wieder hinaus

Diesmal war sie glücklicher. Die Tür schloß sofort, und hastig schob sie einen Riegel vor, der glücklicherweise außen angebracht war.

Sie hörte Randwo innen toben und heftig an der Tür rütteln. Aber sie widerstand seinen Bemühungen, und Hertha konnte etwas erleichtert aufatmen. Für den Augenblick wenigstens war sie vor ihm sicher.

Inzwischen war natürlich Kapitän Crawford auch nicht müßig gewesen. Er hatte ein paar Leute, die zufällig auf Deck gewesen waren, herangerufen und sich mit diesen vor die offene Tür des Kartenraumes gestellt. In dem Augenblick, da Paul von Randow heraustrat, faßten acht kräftige Hände zu, und obwohl er sich wütend wehrte, wurde er doch in eine unbenutzte Kabine gebracht, die mit einer festen Tür versehen war.

Unbekümmert um das Toben und Schreien des Freiherrn verschloß und verriegelte Crawford die Tür und gab einem der Leute die Weisung, davor Posten zu stehen. Er sah ein, daß er jetzt mehr als Freund, denn als Untergebener der bedauernswerten Frau Burkhardt handeln müsse.

Ein wenig später erschien er im Salon, wo sich Hertha mit ihrer Tante aufhielt. Die alte Dame stand dem Geschehnis ganz fassungslos gegenüber, die junge Frau, die doch am meisten von dem Unglück betroffen wurde, zeigte weit mehr Ruhe, als sie.

„Haben Sie ihn nicht zu hart behandelt, Herr Crawford?" rief Hertha dem Eintretenden entgegen. „Es ist ja doch nur ein Krankheitsanfall, und er wird bald wieder gesund sein."

„Wir wollen es hoffen! — Aber es ist neben den sonstigen Unannehmlichkeiten eine sehr teuere Geschichte. Ich vermute, daß es Sie etwa 100 000 Mark kosten wird, gnädige Frau."

Tante Anna schlug entsetzt die Hände zusammen, Hertha jedoch zuckte nur die Achseln.

„Wenn es sich mit Geld wieder gutmachen ließe, würde ich gern das Zehnfache hingebe sagte sie. „Aber ich begreife nicht recht, wie Sie gerade auf diese Summe kommen? — Ich bitte Sie, mir das zu erklären."

„Herr Burkhardt hat die Apparate, die in dem Kartenraum waren, vollständig zerschlagen. Ich meine die Marconi-Apparate, und die Ziffer, die ich Ihnen angab, ist noch sehr gering bemessen. Außerdem dauert es Wochen, bis das alles wieder hergestellt sein wird. — — —"

Robert Bernardi, der große Detektiv, der in diesem Augenblick im Expreßzuge nach Poldhu saß, hätte den Wert der zerstörten Apparate sicherlich viel höher eingeschätzt als Kapitän Crawford. — — —

29. Kapitel.

Es war eine Stunde nach Mitternacht, als Wolfgang Burkhardt das Hotel wieder erreichte. Seine Gedanken beschäftigten sich nur damit, wie er den Detektiv täuschen könne und was er ihm von der Unterredung mit den Amerikanern erzählen sollte. Denn er war fest entschlossen, das Versprechen, das er Berthe Roumier gegeben, auch zu halten. Das Vertrauen der drei sollte nicht getäuscht werden; sie hatten ihn nicht um seinen Teil bei dem Geschäft betrogen, so sollten sie auch nicht um den ihren kommen.

Er fühlte beinahe Freude bei dem Gedanken, sein Leben für Hertha hingeben zu können. Jedenfalls war er nie weiter von Furcht und Unentschlossenheit entfernt gewesen als nun, da er klar vor Augen hatte, was für ihn zu tun war.

Er hatte im stillen gehofft, Bernardi würde nicht mehr auf ihn warten, damit er Zeit habe, sich eine Geschichte zurechtzulegen. Darin jedoch hatte er sich getäuscht. So spät es auch war, der Detektiv saß doch noch wartend in Burkhardts Zimmer.

Bei dem Eintritt des jungen Mannes erhob er sich und blickte ihm fragend entgegen.

„Ich habe erreicht, was wir wollten," sagte Wolfgang hastig und schüttelte Bernardi die Hand. „Sie haben wirklich eine Höllenmaschine angebracht — am Stern des Schiffes, einen Fuß über der Wasserlinie. Das Ding soll morgen nach mittag um vier Uhr losgehen

„Gott sei Dank, daß Sie es noch rechtzeitig erfahren haben," sagte Bernardi einfach. „Ich fahre natürlich mit dem ersten Zuge nach Poldhu und kann die Jacht lange vor vier Uhr benachrichtigen."

Er sann einen Augenblick nach und fügte dann hinzu:

„Die „Albion" wird sicherlich ihre Fahrt westwärts fortgesetzt haben. Dann kann sie morgen früh irgendwo zwischen Falmouth und den Scilly-Inseln sein. Möglicherweise läuft sie Falmouth an."

„Vielleicht! Möglicherweise jedoch benimmt sich Randow so, daß meine Gattin sich veranlaßt sieht, einen näheren Hafen aufzusuchen."

„Das glaube ich kaum. Falmouth liegt ihnen am bequemsten, ich wette hundert gegen eins, daß sie dort hinfahren. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen: Fahren Sie nach Falmouth, während ich nach Poldhu fahre, und erwarten Sie dort das Schiff. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß die Jacht dort früher eintrifft, als ich sie telegraphisch erreichen kann. Sie schulden diese Reise Ihrer Gattin."

„Sie vergessen, daß ich nach dem, was heute nacht geschehen ist, mehr denn je die Bluthunde auf den Fersen habe," erwiderte Burkhardt. „Ich erhielt die Kenntnis von der Höllenmaschine als Paul von Randow — als der Randow, den sie auf der Jacht wähnten. Nur der Revolver und der Umstand, daß ich mit Berthe Roumier allein war, retteten mir heute abend das Leben."

Er machte eine kleine Pause; das Gesicht des Detektivs hatte sich verfinstert.

„Nun, und?" fragte Bernardi ziemlich scharf, als Burckhardt schwieg.

„Ich muß sofort fliehen und mich in Sicherheit bringen. Die einzige Möglichkeit dazu bietet London; führe ich nach einer so verhältnismäßig kleinen Stadt wie Falmouth, würden sie mich sofort haben, und ich wäre verloren. Nein, ich darf nicht daran denken, dorthin zu fahren."

Er hatte das in sich überstürzenden Worten hervorgebracht. Jetzt beobachtete er, welche Wirkung es auf Bernardi gehabt hatte und ob ihm die Täuschung gelungen sei.

Das Gesicht des Detektivs jedoch war undurchdringlich. Er steckte sich langsam und umständlich eine Zigarette an, ehe er antwortete:

„Hm! — Ich verstehe vollkommen, daß Sie sich nun vor diesen Leuten sichern wollen. — Aber was gedenken Sie bezüglich Ihrer Gattin und Randows zu unternehmen?"

becker Irrenanstalt verletzte der Tischler Wilken bei einem Besuch seine geisteskranke Frau, seinen 8jährigen Sohn und schließlich sich selbst durch Revolverschüsse tödlich.

Kurz vor der Hochzeit ihren Brandwunden erlegen. In Petersdorf bei Hirschberg ereignete sich am vergangenen Sonnabende im Logirhaus „zur hohen Warte“ eine Gasexplosion, wobei die Köchin Anna Langner, die kurz vor der Hochzeit stand, so schwere Brandwunden erlitt, daß sie am Sonntag im Warmbrunner Krankenhause verstarb. Ihr Bräutigam, der Hilfsschaffner Oswald, wurde ebenfalls schwer verletzt.

Weil der Sohn im Sterben lag. Am 30. Juli bemerkte ein Wachmann, daß der bei der Firma Berl in Wien beschäftigte Kohlenkutscher Richard B. zum Nachteile der Firma Kohlen im Werte von 30 Kreuzern von dem hochgeladenen Kohlenwagen entwenden wollte. B. hatte sich nun vor dem Bezirksgericht wegen Diebstahls zu verantworten. Er war geständig und sagte: „Herr Richter, mein Sohn lag im Sterben. Sechs Kinder starben mir in den letzten Jahren, alle an Lungentuberkulose. Den habe ich um jeden Preis davonbringen wollen. Er hat einmal das, einmal jenes verlangt; wenn wir es ihm brachten, mochte er es nicht. Ich aber hatte mir gesagt, das macht nichts, er soll am Leben bleiben. Habe ihm gekauft und gekauft, und weil ich schließlich nicht mehr konnte, habe ich die Kohlen genommen. Genützt hat es nicht. Er ist mir auch gestorben, so wie die andern alle. Der siebente in der Reihe.“ Bei den letzten Worten brach der Angeklagte, ein großer, starker Mann, bisher unbescholten, in Schluchzen aus. Es stellte sich heraus, daß die Angaben des Mannes auf Wahrheit beruhten, und der Richter sprach ihn frei. „Sie sind freigesprochen!“ wiederholte er und fügte hinzu: „Trachten Sie, fernerhin ein ehrlicher Mensch zu bleiben!“

Die Erfüllung eines Fluches. Vor einigen Wochen wurde in einem Wiener Park ein 20jähriger Bautechniker mit durchschossener Schläfe aufgefunden. Neben dem Leichnam lag ein Zettel mit den Worten: „Fluch der, die mich in den Tod gejagt, auch sie soll in ihrer Liebe betrogen werden und aus Gram und Verzweiflung durch ihre Hand in den Tod gehen!“ Nur kurze Zeit verging und der wilde Wunsch des Selbstmörders erfüllte sich. Wie die Neue Freie Presse berichtet, hatten die letzten erbitterten Worte einer jungen Arbeiterin gegolten. Dieses Mädchen hat sich tatsächlich vergiftet. Aus einem Briefe geht hervor, daß sie gestrauchelt und aus Verzweiflung in den Tod gegangen ist, nachdem sie verlassen worden war.

Durch ein Automobil getötet. In Wien rannte ein Lastautomobil der Firma Esdes in der Lingerstraße einen Baum an, riß diesen um und überfuhr auf dem Bürgersteig eine Dame, die zermalmt wurde. Die Identität der Getöteten konnte nicht festgestellt werden.

Ueberfall sibirischer Sträflinge. Eine Anzahl von Sträflingen überfiel während des Transportes von Tjumen nach Tobolske die Begleitwache, die im Handgemenge 22 Sträflinge tötete; elf Sträflinge entflohen unter Mitnahme von sieben Gewehren; sechs Mann von der Wache sind verwundet, davon einer schwer.

Abendidylle. „Wer singt denn da so schön?“ — — „Ach, das sind die Verehrer der sieben Dienstmädchen hier im Haus; die haben nämlich einen Gesangverein gegründet.“

Gut gegeben. Die Selektanerinnen einer höheren Mädchenschule sollen einen neuen, jungen Oberlehrer bekommen. Sie beschließen in Anbetracht ihrer Würde und ihres Alters, bei ihm von dem üblichen Gruß durch Erheben von den Plätzen abzusehen. Gesagt, getan. Die spöttischen Gesichter aber wurden bedenklich lang, als der Herr Oberlehrer freundlich lächelnd sagte: „Ich möchte Ihnen, meine Damen, wünschen, daß Sie nicht immer sitzen bleiben!“

Der Papagei als Retter.

Zu einer drolligen Gerichtsverhandlung gab in Wien die Klage der Näherin Anna Glockner gegen den mit gedruckten Prophezeiungen handelnden Hausierer Anton Wolfner Anlaß. Der Mann hat einen Gehilfen in Gestalt eines gut abgerichteten Papageis, der die Weissagungszettel hervorzieht und stets mit dem Schnabel den Käufern überreicht. Die Klägerin Glockner, die aus einem solchen Zettel ihr Schicksal erfahren wollte, fand den Preis von vier Hellern zu hoch, legte dem alten Wolfner nur zwei Heller hin und wollte fortgehen — da habe er ihr „dumme Gans“ nachgerufen, daher der Strafantrag.

Angeklagter: „Das ist ja gar nicht wahr, Herr Richter! Ich werd doch meine Kundschaft nicht „dumme Gans“ schimpfen; fällt mir gar nicht ein!“

Klägerin: „Das „dumm“ beschwör ich — an die „Gans“ kann ich mich nicht mehr genau erinnern.“

Angeklagter: „Ah so! Dumm allein — jetzt geht mir a Licht auf, Herr Richter! Das ist mein Papagei sein Lieblingswort! Er plaudert viele Wörter — aber „Tepp“ und „dumm“ — das red't er wie mit Menschenstimm'! Das Wort „dumm“ red't er oft über hundertmal hintereinand' — da können's die ganze Gasse fragen. (Zur Klägerin): Sehns, Sie hab' mi mit mein' Papagei verwechselt!“ (Heiterkeit.)

Richter: „Wer könnte das beweisen, daß Ihr Papagei das Wort „dumm“ so menschendeutlich spricht?“

Angeklagter: „Er selber — i laß ihn holen!“ Der Richter unterbricht die Verhandlung und der Angeklagte schickt einen anwesenden Bekannten nach dem Vogel. Bei Wiederaufnahme der Verhandlung trat Wolfner mit dem Papagei vor. Zunächst streichelte er das Tier am Kopfe und sprach ihm „Tepp“ vor — der Papagei rief gleichfalls „Tepp“. Dann rief der Angeklagte: „Dumm, dumm!“ — und der Vogel schrie viele Male hintereinander mit vollster Deutlichkeit das Wort „dumm“. Eine als Zeugin erschienene Freundin der Klägerin, die sie damals begleitet hatte, erklärte dem Richter, das beleidigende Wort könne damals ganz gut vom Papagei gebraucht worden sein. Der Richter sprach den Angeklagten frei, da sein Papagei erwiesen habe, es könne die Beleidigung von ihm und nicht von seinem Herrn herrühren.

O, diese Soldaten!

Das Dörfchen Forst bei Bruchsal in Baden hatte Einquartierung erhalten. Große Freude darüber bei den Dorfschönen, die aus ihrer Vorliebe für das zweierlei Tuch kein Hehl machten. Natürlich Erbitterung bei den Bauernburschen. Flugs veröffentlichten sie einen Protestartikel gegen das Getue der flatterhaften Mädchen und sagten diesen für die Kirchweih die Freundschaft auf mit dem Bemerken, daß sich jeder Bursche hätte verpflichten müssen, keinen Schritt mit den Ungetreuen zu tanzen, sonst habe er ein Faß Bier verspielt. Beleidigt und im Bewußtsein ihrer Unschuld erließen nun die Dorfschönen eine Erklärung: „Laut stattgehabter Versammlung erwidern sämtliche Mädchen, auch diejenigen, welche mit den Soldaten keinen Umgang bezw. nicht roussiert haben: Wir haben von der Mißachtung sowie von der über verschiedene unserer Kolleginnen verhängten Disqualifikation auf kommender Kirchweih bestens dankend Vormerkung genommen. Wir haben nun sofort an die Soldaten des Inf.-Regts. 142, die in Forst einquartiert waren, Einladungen ergehen lassen und können in erfreulicher Weise die Mitteilung machen, daß schon mehr Zusagen als nur nötig eingelaufen sind. Nicht begreiflich ist uns, warum wir die Soldaten mißachten sollen; sind das nicht auch Leute wie unsere Forster Burschen und warum soll man mit den armen Soldaten, welche doch für Gott, Fürst und Vaterland dienen, kein Wort reden??“ Die „armen Soldaten“ sitzen inzwischen wohlgemut in ihrer Kaserne in Konstanz und rüsten sich für die „Förschter Kerwe“.

Protestantisch oder katholisch.

Einige junge Nürnberger Damen machten kürzlich mit ihrem Lehrer einen kleinen Ausflug aufs Land, um im Freien Mal- und Zeichenstudien zu machen. Inmitten einer gemähten Wiese hatten sie einen schönen Punkt gefunden, sich auf ihren Feldstühlen und mit ihren Malutensilien da niedergelassen, und waren fleißig und vergnügt bei der Arbeit. Da nahte plötzlich die hohe Obrigkeit in Gestalt eines Gendarmen. Er stapfte auf die Gruppe zu, machte vor ihr Halt und fragte mit erhobener Stimme im strengsten Amtston: „Haben Sie vom Besitzer dieser die Erlaubnis, sich hier aufzuhalten?“ Man mußte verneinen. „So folgen Sie mir!“ Halb belustigt, halb zitternd erhob sich die ganze Gesellschaft und wurde zu dem glücklicherweise nicht weit entfernt wohnenden Besitzer des Grundstückes geführt, der wiederum bestätigen mußte, daß er besagte Erlaubnis nicht erteilt habe. Strafantrag wurde aber nicht von ihm gestellt. Trotzdem begann jetzt der Diener der heiligen Hermandad ein hochnotpeinliches Verhör. Er zog das mit Recht so gefürchtete Notizbuch aus der Tasche, spitzte umständlich den dazu gehörigen Bleistift aufs neue und fing zu fragen an. In Anbetracht der Schwere des Falles mußten die Personalien aufs Genaueste festgestellt werden. Also mußten ihm die Delinquenten ihren Namen nennen — Stand und Alter angeben — ob verheiratet oder ledig — Wohnung — Namen und Stand der Eltern, „soweit sie noch leben“ — Religion usw. Als letzte der Damen kam ein Pfarrerstöchterlein an die Reihe. „Ihren Namen!“ schnauzte sie der Inquisitor an. „Marie,“ replizierte das Mädchen zitternd und mit vor Tränen halberstickter Stimme. „Zunamen!“ „Meier.“ „Wie alt?“ „Achtzehn Jahre, drei Monate.“ „Verheiratet oder ledig?“ „Ledig.“ „Stand des Vaters?“ „Pfarrer.“ „Protestantisch oder katholisch?“ . . . Mit dem Ernste der Amtshandlung war es jetzt vorbei.

Industrie, Handel und Verkehr.

Essener Viehmarkt vom 7. Oktober

Amtlicher Bericht der Notierungskommission. Auftrieb: 127 Ochsen, 594 Kühe und Kalben, 426 Bullen und Bautzen, 3814 Schweine, 151 Schafe, 649 Kälber. Preise für 50 Kgr. Schlachtgewicht. Ochsen: 1. Vollfleischige, ausgemästete Ochsen höchsten Schlachtwerts bis zu 7 Jahren 76—78 Mk., 2. Junge, fleischige, nicht ausgemästete, ältere ausgemästete Ochsen 71—73 Mk., 3. Mäßig genährte junge — ältere Ochsen 68—70 Mk. Kalben und Kühe: 1. Vollfleischige, ausgemästete Kalben höchsten Schlachtwertes 75—76 Mk., 2. Vollfleischige, ausgemästete Kühe höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren 70—72 Mk., 3. Aeltere, ausgemästete Kühe und wenig gut entwickelte jüngere Kühe und Kalben 64—68 Mk., 4. Mäßig genährte Kühe und Kalben 57—60 Mark. Bullen: 1. Vollfleischige, ausgemästete Bullen bis zu 5 Jahren bis 70 Mk., 2. Vollfleischige jüngere Bullen 63—66 Mk., 3. Mäßig genährte jüngere und ältere Bullen 57—60 Mk., 4. Gering genährte jüngere und ältere Bullen 50—55 Mark. Schafe: 1. Mastlämmer und jüngere Masthammel bis 85 Mk., 2. Aeltere Masthammel 78—83 Mk., 3. Mäßig genährte Hammel und Schafe (Merzschafe) 65—75 Mk. Preise für 50 Kgr. Lebendgewicht. Kälber: 1. Doppelender 73—75 Mk., 2. Feinste Mastkälber (Vollmilch-Mast) und beste Saugkälber bis 57 Mk., 3. Mittlere Mastkälber und gute Saugkälber 52 bis 55 Mk., 4. Geringe Saugkälber und ältere, gering genährte Kälber (Fresser) 40—50 Mk. Schweine (mit 20 Prozent Tara) 1. Vollfleischige Schweine der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1¼ Jahren bis 63 Mk., 2. Fleischige Schweine 60—62 Mk., 3. Gering entwickelte Schweine, sowie Sauen und Eber 54—59 Mk. Tendenz: Großvieh langsam. Kleinvieh lebhaft.

„Nichts! — Ich muß das vollkommen Ihnen überlassen. Berichten Sie meiner Frau das, was ich Ihnen am Hafen erzählte. Wenn es ihr von dritter Seite berichtet wird, urteilt sie vielleicht härter, aber gerechter, wie wenn ich ihr selbst gegenüberstände.“

Bernardi beobachtete ihn aus den Augenwinkeln.

„Wie Sie wünschen! — Ich werde sofort nach Falmouth fahren, wenn ich die Jacht von Poldhu aus vor der drohenden Gefahr gewarnt habe. — Aber Sie vergessen ganz, daß es noch einen anderen Weg gibt, als die Flucht nach London, Sie vor den drei Schurken zu retten. Kommen Sie mit mir nach Poldhu; in meiner Gesellschaft sind Sie vollkommen sicher. In dem Augenblick, da wir das Telegramm an die „Albion“ abgesandt haben, zeigen wir Berthe Roumier und Konsorten bei der Polizei an. Ich habe jetzt die Mittel, um die Verbrecher verhaften lassen zu können.“

Wolfgang schüttelte in heftiger Abwehr den Kopf.

„Nein, das werden wir nicht tun. Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie und ich vor allem auf meine Gattin Rücksicht zu nehmen haben. Sie können die Amerikaner nicht verhaften lassen, ohne daß die ganze Affäre an die Oeffentlichkeit gelangt. Und das liegt sicherlich nicht in den Wünschen meiner Frau.“

„Gut, lassen wir das beiseite,“ erwiderte Bernardi. „Warum aber sollen wir nun den Amerikanern nicht mitteilen, daß Sie nicht Paul von Randow sind, sondern daß sich der Freiherr auf dem Schiffe befindet? Sie können der Jacht ja keinen Schaden mehr tun.“

Die Hartnäckigkeit des Detektivs bereitete Wolfgang wahre Folterqualen. Seine Nerven waren auf dem Punkte, zu versagen.

„Auch das ist unausführbar. Denn Sie würden mit dieser Nachricht natürlich keinen Glauben finden; die Amerikaner würden es für eine fromme Lüge halten, um mich zu retten. Wenn Sie Ihnen aber doch glauben sollten — was ich für ganz unwahrscheinlich halte — so würde meine Gattin von neuem durch ihre Verfolgungen zu leiden haben. Nein, nicht eher dürfen die Verbrecher die Wahrheit erfahren, als bis jede Verbindung zwischen meiner Gattin und Randow aufgelöst ist.“

Jetzt endlich schien sich der andre zufrieden zu geben. Er machte jedenfalls keine weiteren Vorschläge, sondern sagte nur:

„Wollen Sie mir nicht Ihre Adresse in London angeben, daß ich Ihnen mitteilen kann, wenn die Gefahr vorüber ist?“

Burkhardt lächelte ein wenig.

„Sie vergessen offenbar, daß ich London so gut wie gar nicht kenne und natürlich nicht in dem großen Hotel absteigen kann, das ich bei einem früheren, sehr kurzen Aufenthalt besuchte,“ erwiderte er. „Wissen Sie nicht, wohin man sich postlagernde Briefe senden lassen kann?“

„Gewiß! — Ich werde nach der Charing-Croß-Post schreiben. Sie werden diese Post unschwer finden.“

„Also gut, ich werde dort nach Ihren Briefen fragen.“

Wolfgang triumphierte innerlich, daß es ihm allem Anschein nach gelungen war, den berühmten Detektiv zu täuschen, und daß ihn nun niemand mehr hindern konnte, für seine Gattin zu sterben. Er empfand nur noch eine Art fanatischer Freude bei dem Gedanken an seinen Tod — die furchtbaren Ereignisse der letzten Zeit hatten seine Nerven für alle anderen Gefühle vollkommen abgestumpft. Der Gedanke, daß ihn lange, ehe der Brief Bernardis in London eintreffen konnte, der Rasen decken würde, hatte nichts Schreckliches für ihn. So vollkommen war er mit dem Gedanken an den Tod vertraut, daß in diesem Augenblick das Leben allen Wert für ihn verloren zu haben schien.

Er erwartete mit Ungeduld, daß Bernardi der Unterredung ein Ende machen und sich verabschieden würde. Und er atmete erleichtert auf, als sich Bernardi nun wirlich erhob und die Zigarette, die längst wieder ausgegangen war, fortwarf.

„Mögen Sie auf der Flucht vom Glück begünstigt sein und Ihren Verfolgern entgehen“, sagte er ernst und schüttelte dem jungen Mann die Hand. „Sie haben diesen Weg gewählt — ich kann Sie nicht zwingen, den zu gehen, den ich Ihnen vorgeschlagen habe, obwohl es mir lieber gewesen wäre, ich hätte Sie in meiner Gesellschaft behalten. — Doch gute Nacht nun! Es tut uns beiden not, noch ein wenig zu schlafen. Der morgige Tag muß uns bei frischen Kräften finden.“

Wolfgang geleitete ihn höflich bis zur Tür und wartete, bis seine Schritte auf dem Flur verhallten. Aber er dachte nicht daran, sich zur Ruhe zu legen. Er löschte das Licht und öffnete weit die beiden Fensterflügel, daß die eiskalte Luft der Winternacht in das Gemach flutete. Sie kühlte ihm die brennende Stirn und legte sich beruhigend auf sein erhitztes Blut.

Und mit brennenden Augen blickte der todgeweihte Mann zum flimmernden und leuchtenden Sternenhimmel empor. — —

Der Detektiv Bernardi aber murmelte vor sich hin, als sich die Tür seines Zimmers hinter ihm geschlossen:

„Er hat ihnen augenscheinlich einen Preis versprochen für die Offenbarung ihrer Schurkerei, und er ist gewillt, ihn zu zahlen. — Gebe Gott, daß es mir gelingt, den drei Schurken einen Strich durch ihre Rechnung zu machen.“ — — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Redner und seine Brille.

Unter den englischen Abgeordneten des Unterhauses befindet sich ein leidlich guter Redner, der aber die merkwürdige Angewohnheit hat, stets mit seiner Brille zu hantieren, wenn er spricht. Zuerst setzt er sie auf die Nase, dann schiebt er sie auf die Stirn hinauf, nimmt sie darauf ab, schiebt sie zusammen und legt sie nach einem Weilchen wieder auf die Nase, dann auf die Stirn usw., bis er seine Rede beendet hat. Einst kam ein wichtiger Antrag zur Beratung, und er sprach dagegen. Ein Freund des Antrages, zugleich ein Spaßvogel, beschloß zu versuchen, den Redner in Verlegenheit zu bringen und dadurch dessen dem Antrage nachteiligen Einfluß zu schwächen. Er versah sich mit einem Dutzend Brillen, und sobald sein Gegner die seinige auf die Stirn hinaufgeschoben hatte, legte er, von diesem unbemerkt, eine zweite auf das Pult, in dessen unmittelbare Nähe er sich gestellt hatte. Bald saß die zweite Brille dicht unter der ersten auf der hohen Stirn des Redners, und nach und nach waren auf dieser nicht weniger als sechs Brillen untergebracht, eine dicht unter der anderen. Zuerst lächelte die Zuhörerschaft, dann grinste sie, als aber der Genarrte die sechste Brille den anderen fünf hinzufügte, brach auf allen Bänken ein unauslöschliches Gelächter aus. Der Redner war ganz verblüfft, fuhr sich, wie um zu fühlen, ob er denn bei Sinnen sei, mit der Hand nach der Stirn und packte zu seinem Entsetzen das halbe Dutzend Brillen. Die Bedeutung des Schabernacks wurde ihm sofort klar, wütend schleuderte er die Augengläser auf den Boden und stürzte, den Hut auf den Kopf stülpend, aus dem Hause.

Wer sein Grundstück
ohne Provisionsvorschuß
verkaufen will!

Diskret und schnell werden Grundstücke, Geschäfts- u. Wohnhäuser, Villen, Hotels, Mühlen und alle industriellen Unternehmungen verkauft durch das altbekannte

Bureau Centrum, Berlin
Landsbergerstrasse 57.
(Gesetzl. eingetragene Firma.)

Wer **Hypotheken** aufzunehmen sucht, wende sich vertrauensvoll an unser Bureau. Da unser Vertreter in den nächsten Tagen dort anwesend ist, bitten um Angabe der genauen Adresse. **Der Besuch ist kostenlos.**

Tüchtiger
Anstreichergehilfe
sofort gesucht.
Ewald Haarmann,
Anstreicher-Geschäft, Haidchen.

Hufschmiedegeselle
auf sofort gesucht.
Spreitzer,
Winz bei Hattingen.

Schuhmacher-Gesellen
für dauernde Arbeit sucht.
Hermann Weber,
Sprockhövel.

Zuverlässiger
Fuhrknecht
per sofort gesucht.
H. Keuser, Hattingen-R.

Vertreter von leistungsfäh. Zigarren-Fabrik gesucht. **J. Stroof,** Aachen.

Wir suchen zum 15. Oktober cr. einen kräftigen, zuverlässigen
Fuhrknecht
bei gutem Lohn. Bew. wollen sich sofort melden.
C. Jungkenn, Dachpappenfabrik, G. m. b. H.,
Bochum, Hattingerstraße.

Gesucht zwei
Erdarbeiter
zum Leitungsmastenaufstellen.
Zu melden:
Elektrizitätswerk Linden.

Per sofort oder später ein
Lehrmädchen
unter günstigen Bedingungen gesucht.
Kaufhaus für Kolonialwaren u. Delikatessen.
Große Weilstraße 7.

Fleißige
Arbeiter und Arbeiterinnen
zum Sortieren finden dauernde und lohnende Beschäftigung bei
H. Laakmann,
Langenberg-Rh.

Gegen **hohen Lohn** wird für eine Restauration ein tüchtiges
Dienstmädchen
für Mitte oder Ende Oktober gesucht. **Alb. Grineisen,**
Elberfeld, Berlinerstr. 39.

Gesucht
ein ordentl. ev.
Dienstmädchen.
Frau Bürgermeister Terjung,
Langenberg (Rhld.)

Ordentliches
Dienstmädchen
für sofort oder 15. Oktober bei gutem Lohn gesucht.
Frau **Ewald Leye,**
Witten, Ruhrstraße 26.

Der Gehalt macht's!

Manche Hausfrau hat sich schon darüber gewundert, dass sie mit Kathreiners Malzkaffee viel weiter kommt, als mit jedem anderen sogenannten Malzkaffee, selbst wenn dieser ein paar Pfennige billiger ist. Das ist ganz natürlich, denn der echte „Kathreiner" wird an kräftigem Kaffee-Geschmack und Aroma von keinem anderen Malzkaffee erreicht. Jede Hausfrau, die beim Einkaufe von Malzkaffee das anerkannt Beste haben will, muss ausdrücklich „Kathreiner" verlangen und scharf darauf achten, dass sie auch wirklich den echten im geschlossenen Paket in der bekannten Ausstattung mit Bild und Unterschrift des Pfarrers Kneipp und der Firma Kathreiners Malzkaffee-Fabriken bekommt.

---

10 Pfund Colli frisch gesalz. Schweinestückenfleisch nur M. 3.30, 25 Pf. M. 7.90 ab hier
9 Pfd. holst. Holländer Käse schnittig u. saftig Mk. 2.90, 35 Pfd. M. 10.50, vers. u. Nachn.
H. Krogmann, Nortorf 25.

---

und
Billig **gut!**



liefert die Musik-Instrumenten-Fabrik
Wolf & Comp., Klingenthal i. Sa. Nr. 69
Zentr. d. Harmon.-Fabr. m. üb. 7000 Arb. geg. Nachnahme **Musik-Instrum. aller Art. Prachtkatalog,** 132 S. stark, bunte Illustrationen, ca. 300 Abbild. an jedermann **umsonst. Garantie:** Zurücknahme, Geld retour. Zahlreiche amtlich beglaubigte Anerkennungen.

Für Wiederverkäufer
offerieren wir große Vorräte
Kinderschürzen
sowie Frauenschürzen
in vielen Façons zu äußerst billigen Preisen.
Gebr. Wronker,
Essen, Gänsemarkt 25.
Neu eröffnetes
Engrosgeschäft in Kurz-, Baumwoll-, Wäsche-, Weiß- und Wollwaren.
Nur für Wiederverkäufer!
Nur für Wiederverkäufer — Nur für Wiederverkäufer

Flechten
näss. und trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,
offene Füsse
Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;
wer bisher vergeblich hoffte
geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten
Rino-Salbe
frei v. Gift u. Säure. Dose Mk. 1.—. Dankschreiben gehen täglich ein. Nur echt in Originalpackung weiss-grün-rot und mit Firma R. Schubert & Co., Weinböhla. Fälschungen weise man zurück. Zu haben in den meisten Apotheken.

Rollmops und Salzheringe,
je eine Dose zusammen 1 Postvoll frei Haus u. Nachnahme von **drei Mark.**
Paul Schlicht,
Berlin - Rosenthal 2.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
Maschinenbau u. Elektrotechnik. Abteilungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister.
Lehrfabrik

Herde, Oefen,
Haushaltungsartikel,
sämtl. Eisenwaren
liefert billigst
Heinrich Hildebrand,
Volmarstein.
Ausführung aller vorkommenden
Schlosser- u. Gitterarbeiten

Zucht- Leggeflügel, Bruteier all. Rass., Brutmasch., tragb. Geflügelhäuser, mod. Geräte 2c. Katalog gratis.
Geflügelpark i. Auerbach, Hess.

Mehr. hochelegante beste erstkl.
Pianinos
(nur einige Wochen in Miete gestanden) gebe ganz billig mit Garantieschein ab.
E. Bilger, Essen, Grabenstraße 109, Nähe Viehhofersplatz. Größtes und beliebtest. Pianogeschäft am Platze.

Damen-
Tuche u. Cheviots
140 cm breit,
erstklassige Fabrikate
in allen Farben zu billigsten Preisen.
Reste
für Herren- und Knaben-Anzüge,
prima Stoffe,
empfiehlt billigst
D. Sürth Bochum
Kaiserstrasse 4,
am Wilhelmsplatz,
Maas-Geschäft.

Tausende Raucher empfehlen



Bekannt reelle gute Bedienung

meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden **Tabak I Tabakspfeife umsonst** zu 9 Pfd. mein. berühmten **Förstertabak** für 4,25 franko. 9 Pfd. **Pastorentabak** u. Pfeife kosten zus. 5 Mk. frc. 9 Pfd. **Jagd-Canaster** mit Pfeife Mk. 6.50 frc. 9 Pfd. **holl. Canaster** u. Pfeife Mk. 7.50 frc. 9 Pfd. **Frankfurter Canaster** mit Pfeife kostet franko 10 Mk., gegen Nachnahme, bitte angeben, ob nebenst. Gesundheitspfeife oder eine reichgeschn. Holzpfeife oder eine lg. Pfeife erw.
E. Köller, Bruchsal (Baden).
Fabrik. Weltruf.

Herr **Kreisschulinspekt. Lichthorn** schreibt: Mit dem von Ihnen wiederholt bezogenen, staunenswert preiswerten und doch sehr angenehm und mild schmeckenden Rauchtabak bin ich so zufrieden, daß ich Ihre Firma und Ihre durchaus reelle Bedienung immer wieder weiter empfehlen werde, wieich es bereits öfters sehr gerne getan habe.

---

16 Meter Damenstoff
oder 8 Mtr. Herrenstoffe erhält angefertigt, wer 4 Kilo alte Wollsachen, Stricklumpen etc. an die Wollweberei
C. Schütz, Lardenbach 86 Oberhessen
sendet. — Muster und Anfertigungspreise franko. — Vertreter gesucht

---

Hühner gibt noch billig ab **H. Führer,** Grünstr

Rosfläsch
mit Brut vernichtet radikal Rademachers Goldgeist. Patentamtl. gesch. No. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert den Haarwuchs, verhütet Zuzug von Parasiten. Wichtig für Schulkinder. **Flasche 50 Pfg.**

In Hattingen: **Alex Pfarre,** Drog., **O. Siess,** Zentral-Drog., **A. Schumacher Wwe.,** Drog., **Otto Wemper,** Drog.; in Dahlhausen: **O. Hahne,** Glückauf-Drog.; in Linden: **Jul. Hill,** Drog., **E. Weber,** Drog.

Habe die Abteilungen für Hautkrankheiten am Krankenhause der Barmherzigen Brüder übernommen und deshalb meine **Sprechstunden** verändert:
Vorm. von 10—1 Uhr,
Nachm. von 3—6 Uhr.
Dr. Jos. Kraus,
Spezialarzt für **Haut-, Harn-** und **Blasenleiden, Lichtbehandlung,**
Dortmund, Betenstraße 7.

Schlackenmehl, Knochenmehl
in frischer Ware eingetroffen und empfiehlt
Friedr. Sondermann,
Oberbonsfeld.

Nur 1 Mark
das Los! der XVI.
Strassburger Lotterie
Ziehung sicher 16. Nov'br.
Günst. Gewinnaussichten
Gesamtbetrag i. W.
39,000 Mark
Hauptgewinne
12,500 Mark
1198 Gewinne zusammen
26,500 Mark
Los I Mk. { 11 Lose 10 Mk. Porto u. Liste 25 Pf.
versendet das General-Debit
J. Stürmer,
Strassburg i. E., Langstr. 107
In Hattingen: **W. Zschau, G. Holle.**

Getragene
Herren- u. Damen-Kleidungsstücke
kauft zu den höchsten Preisen
E. Stör, Witten,
Wiesenstr. 40.
Postkarte genügt.

PIANOS
modernen Stils, Fisgel und Pianinos in vollkommener Ausführung, neu und gebraucht, sowie Harmoniums u. Klavierspielapparate in reicher Auswahl empfiehlt
Rud. Ibach Sohn
Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Pianino-Fabrikant.
Alleinvertrieb der Klavierspielapparate **Pianola** und **Aeriola.**
Barmen
Neuerweg 40
Filialen in Köln und Düssedorf.
Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses
IBACH

Wichtig für Alle ist
Reeses unübertroffenes **5 Pfg.-Backpulver,**
Reeses feinschmeckendes **Sparpuddingpulver,**
Reeses aromatischer **Vanillinzucker,**
Reeses Salicyl zum Einmachen.

Die Durcharbeitung von 9000 lfd. m **Nebengleisen** und 37 Stück **Weichen** im Bahnhof **Kupferdreh** soll in öffentlicher Ausschreibung vergeben werden.
Angebote sind versiegelt und mit entsprechender Aufschrift versehen, bis zum Eröffnungstermin,
Sonnabend, den 12. Oktober 1907, vorm. 11 Uhr,
an die unterzeichnete Behörde einzusenden. Bedingungen und Zeichnungen liegen daselbst zur Einsicht aus. Erstere können auch, soweit der Vorrat reicht, gegen post- und bestellgeldfreie Einsendung von 1,00 M. — bar — von dort bezogen werden. Zuschlagsfrist: 21 Tage. Frist für die Fertigstellung: 8 Wochen.
Bochum, 4. Okt. 1907. **Kgl. Eis.-Betr.-Insp.**

Die teure
Butter
wird vollwertig ersetzt durch die bedeutend billigere und bei allen Hausfrauen sprichwörtlich beliebte Margarine
Vitello.
In allen durch Plakate kenntlichen Lebensmittel-Geschäften stets frisch zu haben.

Königliche höhere Maschinenbauschule
HAGEN i. W.
(entstanden aus der alten, 1824 gegründeten Preuss. Prov.-Gewerbeschule, 1896 als Staatsanstalt neuorganisiert).
Höhere Staatslehranstalt zur Ausbildung im Maschinenbau einschl. **Elektrotechnik.**
— Berechtigung für mittlere technische Beamtenstellen im Staatsdienst. — Ausrüstung mit reich ausgestatteten Versuchslaboratorien für Maschinenbau und Elektrotechnik. — Zweijähriger Kursus. — Schulgeld pro Halbjahr 75 Mk. Beginn des Winter-Halbjahrs am 17. Oktober 1907.
Programm und Jahresbericht kostenfrei durch
Die Direktion.

Verlege mit 1. Oktober 1907 meine
Sprechstunden
in meine Wohnung: **Linden, Keilstrasse 12** (Haus des Herrn **Abel**).
Vorm. 8½—9½ Uhr } mit Ausnahme der
Nachm. 3 —4 Uhr } Sonn- und Feiertage.
Dr. med. Laarmann,
prakt. Arzt und Arzt der Station für Chirurgie und Frauen-Krankheiten am St. Josephs-Hospital.

Zithermusikalien.
Tonger's Taschen-Musik-Album Bd. 46.
Volkslieder-Album für Zither.
100 der **beliebtesten** Volkslieder für eine **Mittelstimme** mit **leichter** Zitherbegleitung, oder für Zither **allein** ausführbar, bearbeitet von
Georg Keller.
Nr. 1-100 in einem Band, schön und stark kartoniert, **Mk. 1.—.**
Vorrätig in allen Musikalienhandlungen, sonst direkt vom Verleger, franko gegen vorherige Einsendung von Mk. 1.—.
P. J. Tonger, Köln a. Rh.

Spazierstöcke u. Pfeifen, Mundharmonikas, sämtliche Kinderspielwaren, Haarschmuck, sowie sämtliche Parfümerien u. Toilette artikel, wie Toilette-Seifen von den billigsten bis zu den allerfeinsten, Portemonnaies, Zigarren-Etuis, Zigarretten-Etuis Zigarrenspitzen, echt Meerschaum mit Bernstein-Mundstück, Frisier- u. Staubkämme, Haarfärbemittel, Lockenwasser, nur das Beste, Haarentfernungsmittel, Puder, Schminke, Broschen, Ringe mit u. ohne Steine, Kinder-Reifen, wie Reifkämme 2c. 2c., Taschenmesser, Scheren, Taschenbürstchen, Taschenspiegel, Hand- u. Wandspiegel, Zahn- u. Nagelbürsten, Lockenwickel, Manschettenknöpfe, Kragen- u. Vorhemdknöpfe, Parfüms- u. Kopfwasser in fast unerreichbarer Auswahl, alles in nur guten Qualitäten und modernen Sachen, empfiehlt billigst
G. Krick, Perrückenmacher und Friseurgeschäft. Bahnhofstr. 3, schräg gegenüber d. Post.



Winter-Fahrpläne



sind zu haben bei **G. Hundt,** Hattingen, Dahlhausen.

Beilage zu Nr. 41.

Die Leistungen der deutschen Arbeiterversicherung.

Für die Leistungen der deutschen Arbeiterversicherung liegen abschließende Zahlen bis zum Ende des Jahres 1905 vor. Danach war die Zahl der gegen Krankheit Versicherten von 4 670 959 (3 882 156 Männer und 788 803 Frauen) im Jahre 1885 auf 11 903 794 (davon 9 053 373 Männer, 2 850 421 Frauen) Ende 1905 gestiegen. Die Zahl der gegen Unfall Versicherten belief sich 1905 auf 18 743 000, von denen etwa 1½ Millionen doppelt Versicherte nur einmal gezählt sind. Die nur schätzungsweise bekannte Zahl der in der Invalidenversicherung befindlichen Personen ist für 1905 auf 13 948 200 (9 232 800 Männer, 4 715 400 Frauen) anzunehmen. In der Zeit von 1895 bis 1905 sind von der Krankenversicherung in 63 375 520 Erkrankungsfällen für 1 142 522 203 Krankheitstage 2 751 291 038 Mark an Entschädigungen gezahlt worden, an Unfallentschädigungen in den Jahren von 1885 bis 1905 für 1 574 602 Fälle 1 193 906 302 Mark. Bei der Invaliden- und Altersversicherung zählte man 1905 an laufenden Invalidenrenten 734 955, an Krankenrenten 16 976, an Altersrenten 145 466, im Jahre 1907 dagegen 814 575 Invaliden-, 22 099 Kranken- und 125 603 Altersrenten. Die Aufwendungen für die Invalidenrenten sind auf 114 287 247 Mark im Jahre 1905 gestiegen. Die Aufwendungen für Altersrenten wuchsen von 15 299 004 Mark im Jahre 1891 auf 27 555 955 Mark im Jahre 1897. Von da ab sind sie allmählich auf 19 476 432 Mark im Jahre 1905 gesunken. Die Aufwendungen für Krankenrenten haben sich von 651 407 Mark im Jahre 1900 auf 3 140 352 Mark im Jahre 1905 erhöht. Es sind gezahlt von 1891 bis 1905 an Invalidenrent. 666 138 740 M., an Altersrent. 355 948 810 Mark. Für Krankenrenten sind von 1900 bis 1905 aufgewendet 11 775 820 Mark. Bis zum Jahre 1905 sind im ganzen für die Arbeiterversicherung 4 379 060 710 M. aufgewendet worden.

Neues aus dem Leben von Justus von Liebig.

Bei der Dreihundertjahrfeier, die die Universität Gießen in diesem Sommer begehen konnte, ist natürlich auch des berühmtesten Lehrers, den die hessische Universität besessen, gedacht worden: Justus von Liebig. In der schönen Festschrift, die aus diesem Anlasse erschien, widmet ihm und seinen Beziehungen zu Gießen Kurt Brand einen Artikel, der manch neues Material zur Lebensgeschichte des großen Chemikers beibringt. Besonders hell tritt die Liebe und Anhänglichkeit des Gelehrten an die Universität und sein hessisches Heimatland während der zahlreichen Berufungen hervor, die ihm bald von verschiedenen Seiten zuteil wurden, nach dem sich sein Ruf als vorzüglicher Lehrer und glänzender Forscher schnell verbreitet hatte. Liebig war bereits bei seiner Studienreise nach Paris vom Großherzog Ludwig I. tatkräftig unterstützt worden, und nachdem er sich die Teilnahme und Fürsprache Alexander von Humboldts erworben hatte, mit kaum 21 Jahren zum außerordentlichen und kurz darauf zum ordentlichen Professor der Chemie in Gießen ernannt worden. Der junge Professor gestaltete nun den chemischen Unterricht an der Universität völlig um und betonte besonders die beim Chemiker so notwendige Verbindung von Wissen und praktischem Können, sodaß er bald eine große Schar von Schülern um sich versammelte. Doch das Licht, das dieser Stern am wissenschaftlichen Himmel ausstrahlte, war zu groß, um nicht bald allenthalben die Blicke der gelehrten Welt und auch der Regierungen auf sich zu ziehen. Und es dauerte nicht lange, bis glänzende Versprechungen Liebig für größere Hochschulen zu gewinnen suchten. Voran ging wohl die belgische Regierung, 1835 erhielt Liebig einen Ruf an die Universität zu Antwerpen. Die hessische Regierung erkannte, welchen Verlust ihre Landesuniversität durch den Fortgang ihres stärksten Magneten erleiden würde. Sogleich beantragte das Ministerium eine Gehaltserhöhung für Liebig, durch dessen „Bemühungen und Tätigkeit das chemische Laboratorium einen Aufschwung bekommen und eine Stufe erreicht habe, auf der es sich früher nicht befand, sodaß es als eine Schule für Chemiker nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande betrachtet werde". Die Forderung wurde auch bewilligt, aber trotzdem sollte sich Gießen des ruhigen Besitzes seines berühmten Professors nicht lange erfreuen. Schon nach zwei Jahren bot die russische Regierung Liebig eine Professur an der Akademie von St. Petersburg an, „deren direktes Einkommen allein schon, und ohne die Gelegenheit zu bedeutendem Nebenverdienst zu berücksichtigen, weit höher war, als die Mittel der Universität Gießen je gewähren konnte." Dieses glänzende Angebot lehnte Liebig ab, „aus Anhänglichkeit an Fürsten und Vaterland, denen er so vieles zu verdanken gern anerkannte". Drei Jahre vergingen, im Sommer 1840 war Liebig mit seinen Freunden Buff und Wöhler nach Wien gereist. Schon dort hatte man ihm eine Wiener Professur angeboten; er hatte sogleich abgelehnt, weil er nicht, wie die österreichischen Professoren, von der Regierung abhängig sein wollte. Aber im Herbst wurde das Angebot in Gießen mündlich wiederholt. Indes auch nun blieb Liebig und trotz vorzüglicher Aussicht fest und lehnte ab. Alles, was man im Leben Vernünftigsein oder Klugheit nennt, dürfe auf seinen Endschluß keinen Einfluß haben, so meinte er in einem Schreiben an den Staatsminister du Thil. „Ich will meine Gefühle nicht verleugnen und dem Zuge meines Herzens folgen und will meine Zukunft in die Hand unseres gütigen Fürsten, in ihre Hände legen." Freilich machte ihm die Haltung der Regierung diesen Entschluß nicht leicht, denn sein Streben fand nur wenig Verständnis. „Niemand versteht mich in diesem Lande," schreibt er unmutig an den Ministerialrat von Kuder, „niemand begreift, was ich will und begehre, es ist unmöglich, sich verständlich zu machen, Gott weiß, ob es der Sinn oder Wille ist, der fehlt. Wenn ich monatelang Versuche mache, um das Verhalten der fetten Körper und Oele zu studieren, um Anhaltspunkte zu Schlüssen rückwärts auf ihre Entstehung im Organismus zu machen, so sagen die Menschen, ich studiere die Gesetze der Seifensiederei!! Was kann man da machen. Man muß sich dem Schicksal unterwerfen." Die Gießener Bürgerschaft jedoch hielt treu zu dem Professor und wandte sich sogar durch eine Deputation an den Großherzog, um die Erforderungen und Wünsche Liebigs für sein Institut durchzusetzen. So hatten sich Rußland und Oesterreich vergeblich um den großen Chemiker bemüht; für Preußen aber kam Liebig nicht in Betracht, da er den Unterricht an den preußischen Universitäten unbarmherzig kritisiert hatte. So verfloß denn ein Jahrzehnt ruhiger reicher Tätigkeit für Liebig in Gießen. Im Jahre 1851 jedoch suchte man ihn für die Universität Heidelberg zu gewinnen und war bereit, alle Bedingungen zu erfüllen. Wieder zeigte sich die Regierung nicht sehr tätig, wieder legte sich die wackere Bürgerschaft ins Mittel und wieder lehnte Liebig aus Liebe und Dankbarkeit gegen sein Vaterland die Berufung ab. „Ich kann meine Kraft nicht dazu verwenden," schreibt er an den ihm befreundeten Minister von Dalwigk, „um das mit so vieler Liebe, Anstrengung und Aufopferung Aufgebaute wieder einzureißen, ich kann das Wirken meiner Freunde in Gießen nicht stören. Mein Leben würde befleckt sein, wenn ich anders handeln wollte, ich würde mich in Darmstadt nicht mehr sehen lassen können und mein Geburtsland gleich einem Verbrecher meiden müssen." So war auch der „dritte Sturm auf Liebig" abgeschlagen: aber bald sollte ihn Gießen doch verlieren. In München bot sich ein weiterer Wirkungskreis, eine günstigere Atmosphäre zum Schaffen und Leben. „Ich finde in München die Erleichterung, deren ich bedarf, um der Wissenschaft die Kräfte zu widmen, über die ich von meinem 49. Jahre an noch verfügen kann," so heißt es in einem Entlassungsgesuch, das er schweren Herzens an die hessische Regierung richtete. Eine reichere Tätigkeit, ein größeres Ziel, ein stolzerer Ruhm winkte ihm auf der neuen Bahn. Beim Scheiden aus der Heimat aber sprach er den „sehnlichen Wunsch" aus, „das Indigenat im Großherzogtum beibehalten zu können. Es knüpfen mich unzählige Bande an das Land meiner Geburt, die ich höchst ungern nur zerrissen sehen möchte."

Das Eheleben des chinesischen Kaisers.

Am 1. September des Jahres 1888 waren die Töchter aller edlen Mandschufamilien in China zwischen dem 15 und 18. Jahre nach dem Kaiserpalast zu Peking befohlen, auf daß ihre Majestät Tsz'-Hsi An, die Kaiserin — Witwe, unter ihnen drei Gemahlinnen für den „Sohn des Himmels" auswähle. Der Kaiser war sechzehn Jahre alt geworden, und das chinesische Hofzeremoniell erforderte, daß er heirate, und zwar eine Hauptgattin, die Glanz und Ruhm seiner Krone teile, und zwei Nebenfrauen, „die Kaiserin des westlichen Palastes" und „die Kaiserin des östlichen Palastes", die sein Heim mit ihrem Liebreiz verschönen sollten. Die Töchter aller Mandschus, deren Stellung über den dritten Hofrang hinausragte, hatten das Recht, zu dieser Wahl zugelassen zu werden. Es wäre Verbrechen gewesen und tiefste Schmach für jedes der also beglückten Häuser, wenn es dem kaiserlichen Wunsche nicht nachgekommen wäre. Kein Mädchen hätte ein etwaiges Verbot der Eltern überleben dürfen, die sie nicht für würdig erachtet hätten, an der Auswahl teilzunehmen. So hatten sich denn 300 junge Mädchen im kaiserlichen Palaste versammelt, eine liebliche, vor Erregung zitternde Schar in kostbaren, buntleuchtenden Gewändern, von der Kaiserin und ihren Hofdamen, von den älteren männlichen Mitgliedern der Kaiserfamilie und dem Obereunuchen freundlichst empfangen. Sie wurden aufs Köstlichste bewirtet, mit süßen Leckereien und Geschenken zutraulich gemacht und begannen sich allmählich heimischer zu fühlen in der fremden Umgebung. Dann begann das schwierige Geschäft des Wählens, sechs Wochen lang wurden sie beobachtet und alle die kaiserlichen Prinzen beteiligten sich mit Eifer daran, mit Ausnahme der Hauptperson, des wichtigsten Helden in diesem merkwürdigen Schauspiel, des jungen Kaisers Kwang Hsu selbst, der keine von ihnen zu sehen bekam. Nach langem Beobachten und Prüfen wurden endlich 30 Mädchen ausgesucht, die zur engeren Wahl gestellt werden sollten. Die anderen wurden nach Hause gesandt, beschenkt mit schweren Seidenkleidern, mit schönem Schmuck, aber alle traurig und einige so trostlos, daß sie noch unterwegs Selbstmord begingen, weil sie die Schande der Verwerfung nicht ertragen wollten. Die 30 Auserwählten blieben noch bis zum Januar unter der Obhut der Kaiserin-Witwe, der all ihr Tun, ihre Aeußerungen, ihr ganzes Benehmen sorgfältig berichtet wurden. Endlich nahte der Tag der Entscheidung. In dem großen „Saal des vollkommenen Friedens", dessen phantastische Architektur einen bunten Rahmen um die reich gekleidete Versammlung legte, hatten sich die Eltern der 30 Mädchen versammelt und der ganze Hof mit all seinem Glanz war erschienen. In der Mitte standen die dreißig kleinen Fräuleins, eng aneinander gedrängt, mit hochklopfenden aufgeregten Herzen. Die Kaiserin-Witwe erhob sich und erwählte als Hauptgemahlin des Kaisers, ihre eigenen Nichte Ye Honala, die Tochter ihres Bruders, des Herzogs Kuei Hsiang und händigte ihr die gelbseidene Fahne des Kaiserthrones ein, juwelenbestickt mit den Symbolen des hohen Glücks und des langen Lebens. Dann erkor ihre Majestät zu Nebengemahlinnen zwei niedliche Waisen, Tsung Fay und Tatala, die Töchter des verstorbenen Chang Hsi, des einstigen Kriegsministers. Yehonala war nicht hauptsächlich ihrer körperlichen Vorzüge wegen zu

„Ein glücklicher Zufall".

Humoreske von B. Rittweger.

(Nachdruck verboten.)

„Es ist die höchste Zeit, daß der Geschichte ein Ende gemacht wird. Du schreibst noch heut an Deine Schwester, ob sie Liselotte für ein paar Wochen aufnehmen kann. Inzwischen sind zum Glück die Kontrollversammlungen im Bezirk, zu denen mich Brenken begleiten muß. Also hat er in den nächsten vierzehn Tagen wenigstens keine Gelegenheit, dem Mädel Flausen in den Kopf zu setzen. Bis Liselotte dann aus Hannover zurückkommt, ist Brenken wieder beim Regiment und —"

„Aber, liebster Mann, was hast Du nur eigentlich gegen Brenken? Er ist doch ein Prachtmensch, er hat eine gute Karriere vor sich, und —"

„Und ist arm wie eine Kirchenmaus, und Liselotte hat nur das Kommißvermögen. Ne, für so 'ne Heirat ist mir mein Kind zu schade!"

„Ach, Alterchen, wenn meine Eltern auch so gedacht hätten, dann säß ich jetzt höchstwahrscheinlich in irgend einem adligen Fräuleinsstift! Sag, hast Du's wirklich bereut, mich mit „nur dem Kommißvermögen" genommen zu haben?"

„Ach, das ist ja ganz was andres. Damals — das Leben war ja damals viel billiger. Und kurz und gut: niemals geb ich meine Einwilligung zu einer so törichten Heirat, Kläre, das merk Dir. Ich seh nicht ein, warum Liselotte sich durchaus mit achtzehn Jahren mit dem ersten besten Leutnant verloben soll."

„Ach, lieber Friedrich, Liselotte liebt doch nun gerade diesen „ersten besten Leutnant", und er ist auch ihrer Liebe wert, und wenn Du denkst, daß ich unser Kind dem Hauptmann v. Zedlitz gebe, diesem vertrockneten alten —"

„Wär noch nicht das schlechteste! Zedlitz ist bärenmäßig reich — das wär 'ne glänzende Versorgung für das Mädel! Freilich — sie wird ihn nicht wollen — und, offen gesagt, find ich das auch sehr begreiflich, ich hab auch keineswegs die Absicht, unser Töchterchen zur Heirat mit einem Mann zu zwingen, den sie nicht mag. Aber daraus folgt noch nicht, daß sie den ersten kriegt, den zu lieben sie sich einbildet. Basta! Und nun zu etwas anderm. Wir fahren also heute gegen Abend. Ich hab bis dahin noch furchtbar viel zu tun. Bitte sorge, daß Schröder alles zur rechten Zeit packt, und daß er mir den Jagdanzug zurecht legt, in dem ich reisen will. Der Oberförster in Kreuzburg hat mich eingeladen, einen Auerhahn in seinem Revier zu schießen. So was läßt man sich doch nicht entgehen!" Der Bezirkskommandeur Major v. Bleeskow nickt seiner Gattin zu und geht. Frau Kläre setzt sich tief aufseufzend an ihren Schreibtisch, um den Brief an ihre Schwester zu verfassen. Sie zerdrückt eine Träne im Auge. Ihr Mutterherz leidet unsäglich bei dem Gedanken, daß ihr Kind seiner Liebe entsagen soll, und doch kann sie ihrem Mann nicht ganz unrecht geben. Wenngleich — sie hat ihre Heirat nie bereut, und sie ist immer noch „unvernünftig" genug, ein wahres, reines Herzensglück über Reichtum und Wohlleben zu stellen.

Während der Unterhaltung des Ehepaares findet im Bureau ein Gespräch zwischen Leutnant v. Brenken und dem Burschen des Majors statt, welches damit endigte, daß Herr v. Brenken dem biederen Musketier ein blankes Fünfmarkstück in die Hand drückt. Als der Bursche schon in der Tür ist, spricht Brenken eindringlich: „Also nochmals, ich verlasse mich auf Sie, Schröder. Und wenn Sie die Sache gut machen, solls Ihr Schade nicht sein. Es gibt noch mehr falscher Münzen in meinem Portemonnaie." Schröder grinst bis hinter die Ohren, meint aber dann bedenklich: „Das wär mir schon alles recht, Herr Leutnant, nur — wenn der Herr Major nachher über mich kommt, das wird 'ne böse Geschichte!"

„Ach was, Schröder! Dafür lassen Sie mich nur sorgen. Einen tüchtigen Anschnauzer wirds natürlich setzen, aber Sie werden doch nicht behaupten, daß Sie nicht schon manchen Anschnauzer gesund überstanden hätten. Also nur guten Mut. Und nun machen Sie, daß Sie fortkommen, damit der Herr Major Sie nicht hier findet." Der Bursche geht und prallt in der Tür mit dem Major zusammen, der ihn erstaunt fragt: „Was haben Sie denn hier zu suchen, Schröder?"

„Ach — ich — der Herr Adjutant hatten geschellt — ich —"

„Es war kein frisches Wasser da, Herr Major, da erlaubte ich mir —"

„Schon gut. Ist eigentlich Sache der Ordonnanz. Na, nun an die Arbeit. Himmel, diese Schriftstücke alle, das kann gut werden!"

Der Adjutant dehnt sich behaglich in seinem Bett und schaut nach der Uhr. Er hat wundervoll geschlafen im Hotel zum goldenen Adler in Kreuzburg. So fest, daß ihn nicht mal der Aufbruch des Majors gestört hat, den der Auerhahn in aller Morgenfrühe aus den Federn lockte. Er, Brenken, ist kein Jäger, brauchte sich also den herrlichen Morgenschlummer nicht abzuzwacken. „Morgenstund hat Gold im Mund! Wer lang schläft, bleibt auch gesund", so brummt er vor sich hin, und dann lacht er hell auf. Er freut sich ungeheuer auf die nächste halbe Stunde. Herrlich, daß der Major gestern abend nichts bemerkt hat! Der in derlei Dingen äußerst bequeme Herr hat, wie im-

dem hohen Range erhoben worden, denn sie war nicht gerade schön und älter als der Kaiser. Sie verdankte ihre Würde ihrer hohen Stellung, der nahen Verwandtschaft mit der Kaiserin-Witwe und ihren großen Geistesgaben. Die beiden Waisen konnten den Schönheitssinn Kwang Hjus in reicherem Maße befriedigen, aber auch sie hatte die kluge Kaiserin nicht deswegen erwählt, sondern weil sie aus guter Familie waren und doch allein standen, keinen großen Anhang und daher keine große Macht hatten. Sie waren vierzehn und sechzehn Jahre alt und hatten sechs noch ganz kleine Brüder. Nach dieser Zeremonie durfte der Kaiser die für ihn erwählten Bräute immer noch nicht sehen, vielmehr mußten nun erst die langwierigen Hochzeitsfeierlichkeiten stattfinden, für die nach der Meinung der kaiserlichen Astronomen die Woche vom 24.—29. Februar den günstigsten Zeitpunkt darstellte. Die Zeremonien beginnen am chinesischen Hofe möglichst früh am Tage, häufig kurz nach Mitternacht. So ward denn auch in früher Morgendämmerung des 24. schon die herrlich geschriebene Heiratsurkunde des Kaisers unterzeichnet und im feierlichen Aufzuge nach dem Palaste gebracht. Dann kam die Einholung der Braut, der ein Zug von Eunuchen voranschritt, die die heiligen Schirme, Fahnen und Fächer trugen, mit denen Glück und Segen des chinesischen Kaiserhauses so eng verknüpft sind. Herrliche Geschenke, 200 Unzen Gold, 10000 Unzen Silber, eine Gold- und zwei Silbertiaren, 1000 Silberstücke und 20 reich angeschirrte Rosse hatte der Kaiser den Eltern seiner künftigen ersten Gemahlin gesandt. Sie wurden im Zuge mitgeführt. Die Braut selbst ward auf einem goldenen Sessel getragen, mit dem goldenen Szepter in der Hand. Am Eingang des kaiserlichen Palastes endlich durfte sie ihr junger Gemahl begrüßen; er reichte ihr einen Apfel, das Zeichen der Fruchtbarkeit, und führte sie nach ihren Gemächern ... Dann begrüßte er die beiden Nebenfrauen. Tagelange Bankette und Festlichkeiten folgten. Ueber die also abgeschlossene Ehe des „Sohnes der Mitte“ ist nur wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen. Wohl aber haben die Gemahlinnen des Kaisers bei den später von der Kaiserin-Witwe unterdrückten Reformen eine wichtige Rolle gespielt und großen Einfluß auf den Kaiser gehabt. Besonders ein jüngerer Bruder der beiden Nebengemahlinnen Thang Tst Tsang, als vierter Sohn unter den Namen Gee Lu Li „Nummer vier“ bekannt, beteiligte er sich eifrig an den Reformwerken und unterhielt enge Fühlung mit den Vorkämpfern für eine modernere Umgestaltung des „Reichs der Mitte“, nach europäischem Vorbild. Als diese Intriguen entdeckt wurden, mußte er vor dem Haß der Kaiserin in tiefste Verborgenheit flüchten und darf sich jetzt noch nicht am kaiserlichen Hofe sehen lassen. Die wichtigste Rolle in dieser Palastintrigue hatte die junge Tatala gespielt, die den schwachen und schwankenden Kaiser zu wichtigen Entscheidungen drängte. Sie war ihm die liebste unter seinen Frauen; sie traf die Rache der Kaiserin am stärksten. Tatala wurde zu entehrenden Demütigungen gezwungen und nahm sich darauf das Leben, in dem sie sich in einen Brunnen stürzte. Nun steht ihr Palast leer und mit ihr scheint die Freude aus des Kaisers Heim gewichen. Zu seinem größten Kummer hat er keine Kinder und der Sohn eines seiner Vettern, ein achtjähriger Knabe, ist zur Nachfolge bestimmt. Auch Yehonala war kompromittiert, denn zwei ihrer Brüder fanden sich unter den Geächteten und zum Tode Verurteilten. Sie führt ein zurückgezogenes stilles Leben und die Kaiserin wacht sorgfältig darüber, daß sie mit ihren moderneren Anschauungen nicht hervortritt. Tsung Fay, die „Kaiserin des östlichen Palastes“, findet Befriedigung in dem üppigen Luxus, von dem sie umgeben ist.

Allerlei.

Soldaten kommen! Im württembergischen Oberland hat, wie die „Kleine Presse“ berichtet, ein Geistlicher ein Eingesandt in der Zeitung veröffentlicht, das folgende Ueberschrift trug: „Hüte dich! Schutzengelbrief an Mädchen zur Beherzigung für die Zeit der Einquartierung. Von einem Seelsorger.“ Damit aber noch nicht genug. Um ganz sicher zu gehen, hat der württembergische Pfarrer die jungen Mädchen in einquartierungsfreie Nachbarorte geschickt. Ebenso wurde es auch in dem oberpfälzischen Orte Deining gemacht. Als dort das 18. bayerische Infanterie-Regiment aus Zweibrücken einrückte, waren im ganzen Dorfe keine jungen Mädchen zu sehen. Sie waren auf Anraten des Pfarrers für die Zeit der Einquartierung ebenfalls in benachbarten Orten untergebracht worden.

Aus Kindermund. Eine Leserin schreibt den „Hamb. Nachr.“: Wie scharf Kinder beobachten, wie originelle Schlüsse sie ziehen, das ist aus Tausenden von Veröffentlichungen kleiner Scherze, wie sie Zeitungen und Zeitschriften zu bringen pflegen, genugsam bekannt geworden. Daß sich an den originellen Aeußerungen der Kleinen auch die sogenannte Milieutheorie bewährt, haben diese heiteren Auslassungen des Kindermundes ebenfalls oft bewiesen. Sie beurteilen nach den Anschauungen, die sie sich aus ihren Beobachtungen im Elternhause gebildet haben, dreist die ganze Welt und machen dabei vor nichts Halt. Das zeigt in drolligster Drastik folgende kleine Unterhaltung, die die sechsjährige Annemarie und die fast fünfjährige Barbara, zwei niedliche kleine Hamburgerinnen, führten, als sie mit ihren Eltern, der Vater ist ein angesehener Hamburger Kaufmann, auf einem Spaziergange am Hamburger Bismarckdenkmal vorüber kamen. Sie staunen die steinerne Riesengestalt an und Barbara fragt: „Wer ist denn das da oben, Pappi?“ Doch bevor Pappi seine Erläuterung geben kann, fällt ihm Annemarie mit der ganzen Ueberlegenheit der „Aelteren“ ins Wort: „Ach du, das ist doch Bismarck, der unserm alten Kaiser Wilhelm immer so'n Lübsch im Kontor geholfen hat!“

Welche Eigenschaft schätzen Sie bei einer Frau am meisten? Diese wichtige Frage hat jüngst ein populäres englisches Wochenblatt den Junggesellen unter seinen Lesern vorgelegt. Das Blatt hat 17300 Antworten erhalten. Einige Leser schätzten bei einer Frau die Schönheit; andere die Verschwiegenheit; noch andere das — Mundhalten. Das alles scheint aber noch nicht das männliche Ideal, d. h. das Ideal der Männerwelt, zu sein, denn von den 17300 Antworten stellten mehr als 16000 übereinstimmend fest, daß die weitaus interessanteste Eigenschaft der Frau „das Kochenkönnen“ ist!

Die Stellvertretung. Erbauliches aus einer Pariser Privatschule teilen die Münch. N. Nachr. nach den Ermittelungen des französischen Unterrichtsministers mit. Die Lehrerinnen des Instituts wurden der Mühe eines Examens durch untergeschobene Personen überhoben, ebenso die lieben Kleinen. Ueberall war für Stellvertreter gesorgt. Sogar der kleine, aber aufgeweckte Sohn der Direktorin arbeitete in Mädchenkleidern, bestand Examen und figurierte als Musterschülerin, wenn der staatliche Schulrat zur Inspektion kam. Das Geschäft ging glänzend, bis eine neidische Konkurrentin Anzeige erstattete,

Eine Gräfin als Bettlerin. Die Wiener Polizei verhaftete eine etwa 40jährige Bettlerin, die auch Schwindeleien verübt haben soll. Wie sich herausstellte, ist sie eine Gräfin Luise Waldstein, deren Vater im Jahre 1886 starb. Mutter und Tochter hatten keine Verwandten mehr, verarmten gänzlich und lebten zuletzt vom Bettel. Die Mutter und der 6jährige uneheliche Sohn der Gräfin wurden ebenfalls in Haft genommen.

Das größte Schiff der Welt wird bald nicht mehr die „Lusitania“ sein, von der jetzt soviel die Rede war, sondern die „Mauritania“, ihr Schwesterschiff, das in den ersten Tagen seine ersten Versuchsfahrten vom Tyne aus unternehmen wird. Die Länge dieses Schiffes beträgt 750 Fuß, also 3 Fuß mehr als die der „Lusitania“: dazu kommt eine etwas größere Breite, sodaß das frühere Schiff in der Tat noch übertroffen wird. Die Breite beträgt 88 Fuß, die Tiefe 60 Fuß 6 Zoll, der Bruttotonnengehalt 33200. Der größte Tiefgang ist 37 Fuß 6 Zoll das Deplazement 45000 Tons. Maschinen von 70000 Pferdekräften sollen dem Schiff eine Geschwindigkeit von 24 und 25 Knoten verleihen; auch diese sind nach dem Turbinensystem gebaut. Das Schiff wird 560 Passagiere erster Klasse, 500 zweiter Klasse und 1400 dritter Klasse aufnehmen können; mit einer Bemannung von 800 Köpfen wird es also im ganzen 3260 Personen an Bord nehmen können. In Kriegszeiten soll es als Erkundungsschiff dienen und es ist daher mit zwölf sechszölligen Geschützen ausgerüstet.

Eine Szene im Gerichtssaal. Am Schlusse eines Mordprozesses in Pittsburg ereignete sich eine peinliche Szene. Der Angeklagte war der Ermordung seiner Verlobten, begangen unter besonders grausamen Umständen, beschuldigt. Die Geschworenen hatten ihn schuldig gesprochen und der Richter sollte das Todesurteil verlesen. Der Richter, der noch nie die Todesstrafe verkündet hatte, war vollständig entnervt und konnte minutenlang kein Wort sprechen. Schließlich fing er mit versagender Stimme an, die ersten Worte des Urteils zu verlesen. Er war nach einem Bericht der Berl. Ztg. totenblaß geworden und zitterte am ganzen Körper. Der Angeklagte lachte und verhöhnte den Richter. Als dieser das Urteil verlesen hatte, stürzte er ohnmächtig auf seinem Platz zusammen.

Boshaft. Schneidermeister (der eine Bergtour machen will): „Frau, tu mir noch eine Rolle Zwirn in den Rucksack.“ — Lehrling (ironisch): „Wohl zum — Anseilen, Meister?“



Das Residenzschloss in Karlsruhe mit der Schlosskirche (rechts)

Am Montag früh begann in Karlsruhe die Trauerfeier aus Anlaß der Beisetzung des verstorbenen Großherzogs. Der Gottesdienst fand in der mit dem Schlosse selbst verbundenen Schloßkirche statt, welche den äußersten linken Flügel des ganzen Schloß-Gebäudekomplexes bildet. Nach Beendigung der Feier vollzog sich vor der Schloßkirche die Bildung des Trauerzuges, der in weitem halben Bogen am Schlosse vorüberzog und die Leiche längs der Schloßplatzstraße zum Fasanengarten geleitete, wo in dem Mausoleum, das zum Gedächtnis des so jung verstorbenen Prinzen Ludwig errichtet wurde, die Beisetzung stattfand.

---

mer in solchen Fällen, das Auspacken des Koffers dem Hausknecht überlassen. Nun muß die Bombe bald platzen. In dreiviertel Stunden beginnt die Kontrollversammlung. Jetzt ists viertel nach acht Uhr. Eben — der Leutnant hat sich inzwischen erhoben, sich halb angekleidet und die Schnurrbartbinde angelegt — rasselt ein Wagen heran und hält vor dem Hotel. Brenken lugt durch den Spalt. der Zuggardine — richtig, es ist das Gefährt des Oberförsters, derd em Major schon beim Absteigen behilflich ist. Dann reicht er dem Hausknecht die Jagdbeute, einen prachtvollen Auerhahn, zu, und die Herren verabschiedeten sich mit lebhaftem Händeschütteln.

„Famos“, so murmelt Brenken — „das gibt gute Stimmung.“ Nach einer Minute klopfts an der Verbindungstür, und der Major steckt den Kopf ins Zimmer: „Darf man stören, Sie Langschläfer? Da schauen Sie her — bin richtig zum Schuß gekommen — kapitaler Hahn! Gratulieren Sie mir mal, Brenken.“

„Von ganzem Herzen, Herr Major. Wenn ich auch nicht selbst Jäger bin, so kann ich doch begreifen, welch stolzes Gefühl es sein muß, solch herrliches Wild zu erlegen. Also meinen besten Glückwunsch, Herr Major!“

„Danke sehr, lieber Brenken. Ha, es war 'ne Lust — der frische Morgen, das junge Grün — dies Kreuzburg liegt in einer prächtigen Gegend, das muß wahr sein. Und 'n hübsches, gemütliches Nest ists. Es geht doch nichts über solche stille, weltabgeschiedene Städtchen! Aber nun heißts sich sputen. Alle Wetter, schon halb Neun, und 'ne Tasse Kaffee muß man doch wenigstens erst —.“ Dabei schließt der Major die Tür, und der Adjutant — wartet. Nicht vergebens. Nach ein paar Minuten erhebt sich im Nebenzimmer ein heftiges Schelten, und dann reißt der Major die Tür auf, ein Bild des Entsetzens. „Schockschwerenot nochmal — meine Hose — der Kerl, der Schröder — meine Hose — es ist ja nicht möglich — es darf nicht — ich —“

„Ihre Hose, Herr Major? Ich versteh nicht — wo ist denn Ihre Hose?“

„Wenn ich das wüßte! Sie ist eben nicht da — sie fehlt — dieser Schröder — dieses Kapitalrindvieh hat sie vergessen —“

„Ach, kein Gedanke; der Friedrich wird sie zum Bürsten mitgenommen haben, Herr Major. Wie sollte Schröder die Hose vergessen — das —“

Der Major atmet auf. „Natürlich, so wirds sein. Gott sei Dank. Das war ein schöner Schrecken eben!“

Der Major läutet Sturm und schreit den sofort antretenden Hausknecht an: „Meine Hose, aber schnell, und den Kaffee aufs Zimmer!“

„Hose? Ich habe keine Hose, Herr Major, zu Befehl. Hab mich schon gestern abend beim Auspacken gewundert, daß nur die gnädigste Uniform, aber keine Hose —“

„Sie Kamel, und da haben Sie Ihren Mund nicht aufgetan? Gestern abend hätt ich doch noch telegraphieren können, oder — aber das hilft nun alles nichts — es ist ja keine Möglichkeit mehr, eine Hose — ich bin verloren! Na, was stehen Sie denn noch da und gaffen? Machen Sie, daß Sie rauskommen! Brenken, Mensch, raten Sie mir, helfen Sie mir, in zwanzig Minuten beginnt die Kontrollversammlung — hätt ich den Kerl hier, den Schröder — ich würd ihn kaltblütig — aber das könnt auch nichts nützen! Eine Hose — ein Königreich für eine Hose — alles was ich habe — nur eine Hose —“

„Alles, Herr Major? Soviel würd ich garnicht verlangen, wenn ich Ihnen helfen könnte. Und ich glaube, ich kanns. Aber etwas, wenn ich um etwas bitten dürfte —“

„Um alles, ich sagts ja eben —“

„So — bitte ich um Fräulein Liselottes Hand.“

„Ja, ja. Sie sollen sie haben, Brenken. Sie sollen sie haben. Aber es ist ja nicht möglich, Brenken, wie wollen Sie in dieser Minute eine Offiziershose herbeischaffen? Kein Reserveoffizier augenblicklich hier in dem elenden, gottverlassenen Nest, und daß kein Militäreffektengeschäft in diesem Krähwinkel — wie wollen Sie zu einer Hose kommen?“

„Das ist furchtbar einfach, Herr Major; ich habe die Gewohnheit, auf Reisen stets zwei dieser unentbehrlichen Kleidungsstücke mit mir zu führen. Man weiß nie, was einem mal passieren kann! Deshalb — und der Herr Major sind ungefähr von meiner Größe und Stärke. Hier —“ Damit entnimmt Brenken seinem Koffer eine gut zusammengelegte Hose und reicht sie dem Major — „Hier lieber Schwiegervater — ich freue mich ungeheuer, Ihnen aushelfen zu können.“

Der Major, dem beim tröstlichen Anblick der Hose die Besinnung wiederkehrt, stutzt und schaut den „Schwiegersohn“ durchdringend an: „Das ist aber eine höchst seltsame Geschichte, lieber Brenken. Der möcht ich doch mal auf den Grund gehen.“

„Aber wieso? Es ist furchtbar einfach. Sie haben keine Hose, ich habe zwei. Da ists doch nur natürlich, daß ich Ihnen aushelfe. Daß ichs aber nicht umsonst tue, werden Sie mir unter den obwaltenden Umständen hoffentlich nicht verdenken, Herr Major. Uebrigens — gekriegt hätt ich die Liselotte ja doch auf alle Fälle, aber es hätt vielleicht 'n bißchen lange gedauert. Deshalb bin ich dem hilfreichen Zufall unendlich dankbar.“

„Zufall? Hm! Na, ich will mal dran glauben, Brenken. Und wenn Sie's Mädel glücklich machen, soll mir alles recht sein!“

heiten ordnen. Und das Unglück will, daß ich mir mein Geld erst zu übermorgen bestellt habe. Es ist höchst drollig, aber im Grunde doch recht unangenehm. Gewisse Herren darf man eigentlich nicht warten lassen, wenn sie einen zu sich befehlen."

Frau Ulrike stieß ihren Mann unter dem Tische an. „Um Gottes willen, Herr Baron — wenn Sie in allerhöchste Ungnade fallen — ist es dann nicht mit Ihrer Karriere zu Ende?"

„Kann schon sein. — Aber was soll man machen? — Ein Mann in meiner Position kann doch nicht den ersten besten anpumpen." Wieder und diesmal noch energischer als zuvor verspürte Herr Brennicke die mahnende Hand seiner Gemahlin.

„Den ersten besten natürlich nicht, Herr Baron — aber wenn sich mein Mann die Freiheit nehmen würde — o, ich bitte, schlagen Sie es uns nicht ab. Wir haben es ja reichlich — und wenn Sie uns in Berlin besuchen, geben Sie es uns wieder."

„Gnädige Frau sind wirklich sehr liebenswürdig — tadellos! — Aber es ist mir wahrhaftig gegen den Strich. Wäre das erste Mal in meinem Leben, daß ich mir Bagatelle von dreihundert Mark hätte pumpen müssen."

Unfähig, den immer wiederholten Rippenstößen von seiten seiner besseren Hälfte zu widerstehen, hatte Herr Brennicke sein wohlgespicktes Portefeuille gezogen.

„Bitte — es ist mir ein Vergnügen," sagte er mit nicht sehr glaubwürdigem Ausdruck. Ohne das Kaisertelegramm würde ihn wahrscheinlich nichts in der Welt dazu bewogen haben, und auch jetzt wurde es ihm noch sauer genug. Der Attaché aber steckte die drei blauen Scheine achtlos wie Trambahnkarten in die Westentasche.

„Merci, verehrter Herr — Schuldschein ist wohl weiter nicht nötig. Werde übrigens Gelegenheit nehmen, die nette, kleine Chose an geeigneter Stelle vorzubringen. Ist doch gewissermaßen patriotische Regung Ihres Herrn Gemahls, gnädige Frau."

Ein wonniges Erschauern ging über Frau Ulrikens Gestalt.

„Sie halten es vielleicht gar für möglich, daß mein Mann einen Orden — —"

„Wer weiß, was geschieht. Habe schon ganz andere Sachen fertig gebracht. Darf ich auf Ihr Spezielles trinken, mein gnädiges Fräulein?"

„So tu doch dem Herrn Baron Bescheid, Aenni! — Sie dürfen ihr wegen ihrer Schüchternheit nicht böse sein. Gerade wenn ihr das Herz am vollsten ist, weiß sie gar nichts zu sagen."

„Aber, Mama!" sagte Aenni, der die Tränen nahe waren. Herr Amandus Polstorff aber vermochte die Qual nicht länger zu ertragen. Mit einem Gesandtschaftsattaché, der Telegramme von Seiner Majestät erhielt, konnte er allerdings nicht konkurrieren. Doch niemand durfte ihm zumuten, daß er auch noch ein Zeuge seiner Triumphe sein sollte.

Während der Attachs leise und eindringlich auf Fräulein Aenni einzureden begann, zog der Kalkulator sein Portemonnaie.

„Kellner!" rief er mit lauter Stimme, da er den befrackten Ganymed in ziemlicher Entfernung hantieren sah. In diesem Augenblick aber geschah etwas sehr Merkwürdiges. Der Herr Attaché fuhr nämlich wie elektrisiert von seinem Stuhle empor.

„Bitte, mein Herr, Sie wünschen?"

Im nächsten Moment aber färbte sich sein Gesicht mit einer purpurnen Röte der höchsten Verlegenheit und mit einem blöden Lachen, etwas Unverständliches vor sich hinmurmelnd, wollte er seinen Sitz wieder einnehmen, als sich von hinten eine Hand auf seine Schulter legte und als eine fröhliche Stimme fragte: „Nanu, Jean, wie kommen denn Sie hierher und noch dazu an den Tisch meines Onkels? — Wollen Sie zur Abwechslung auch mal den Badegast spielen und sich bedienen lassen?"

Es war der Vetter Rudolf, der da so despektierlich redete und Frau Ulrike wies ihn denn auch sofort in strengem Tone zurecht.

„Was fällt dir ein? — Der Herr Attaché —"

„Welcher Attaché, Tante? — Ich sehe keinen. Ich sehe nur meinen alten Bekannten, den Kellner Jean aus dem „Deutschen Kaiser", der mir schon manches schlecht eingeschenkte Seidel und manches lederne Beefsteak gebracht hat. Na, nun suchen Sie sich freundlichst einen anderen Platz, mein Lieber! Hier möchte ich mich gerne niederlassen."

Der Herr Attaché schien sehr geneigt, dieser Aufforderung mit äußerster Geschwindigkeit Folge zu leisten, Herr Brennicke aber schrie:

„Halt, erst soll mir der Schwindler meine dreihundert Mark wieder herausgeben."

Und es fehlte nicht viel, so hätte er den Herrn Baron trotz seiner hohen Verbindungen und trotz der Antwartschaft auf einen Orden auf dem Fleck arretieren lassen.

Der Kalkulator wartete das Ende der Auseinandersetzung nicht ab. Frau Ulrikens Benehmen hatte ihn zu tief in seinem Mannesstolz verwundet, als daß er sich noch einmal um ihre Gunst hätte bewerben sollen. Und außerdem hatte er bei dem unerwarteten Erscheinen des Vetters ein so beglücktes Aufleuchten in Fräulein Aennis schönen Augen gesehen, daß er es vorzog, freiwillig das Feld zu räumen.

Eine innere Stimme sagte ihm, daß Madame Brennicke nach dieser Erfahrung gegen künftige Schwiegersöhne mit Titeln und Würden vielleicht eine gewisse Voreingenommenheit hegen würde. Und diese Ahnung hatte ihn nicht betrogen.

*



Musikalische Schnitzer. In einem Vortrag über das Studium der Musik gibt ein Professor eines bekannten Konservatoriums eine reichhaltige Auswahl von Schnitzern, die bei Prüfungen gemacht worden. „Intervall" war von einem jungen Mann als kurze Pause zum Einnehmen von Erfrischungen erklärt worden. „Bogen", sagte ein anderer, sei eine Violinsaite, könne aber auch über einer Note stehen. „Finale" am Ende eines Stückes bedeute, daß es ein gutes Stück sei. „Allegro Moderato" ist ein berühmter italienischer Komponist," meinte eine junge Dame, „der eine große Anzahl Stücke für Klavier, Geige und andere Instrumente komponiert hat." Eine andere junge Dame führte unter den Orchesterinstrumenten „Hornisse" und „Poppäa" an. „Presto", bedeutete nach der Auffassung anderer umwenden, „loco" schnell, denn es sei von Lokomotive abgeleitet; „ad libitum" hieß, man dürfe jede Note spielen, die man wolle, „con brio" mit Brühe, d. h. mit Läufen oder Variationen, „mano sinistra" in düsterer Manier.

*

Humor.

Das waren wir nicht. Mutter: „Edith, du hast dich wieder vom Leutnant Schneidig im Wintergarten poussieren lassen. Ich habe deutlich gehört, wie er dir einen Kuß gab." Edith: „Einen? Ach Mama, das waren wir nicht!"

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Nummer

Zwei Geburtstage in Feindesland.

Militär-Humoreske von Hans Wladimir.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Und so wurden denn die täglichen Proben — für das Orchester nachmittags von 1 bis 3 Uhr, für den Sängerchor abends von 7 bis 9 Uhr — mit der beruhigenden Gewißheit angesetzt, „daß sich die Sache schon machen werde!" — Freilich das Singen! — Singen mußten sie natürlich alle! Ein Massenchor! Das wollten sie auch; zurückstehen mochte keiner! — aber ein Drittel der Kompagnie, und zwar das reichliche Drittel, bestehend aus Oberschlesiern, die sich wohl in einem drollig klingenden polnisch-deutschen Kauderwelsch verständlich machen konnten, denen aber die hochdeutsche Sprache vorläufig noch „das Buch mit den sieben Siegeln" war!

„Maria, Josef! Bist du doch tummes Kerrl; schon so lange hier und weißt nicht, daß es heißt: derr Butter," — hatte einmal ein Offiziersbursche in der heimatlichen Garnison dem ihm begegnenden anderen vorwurfsvoll gesagt, als nach erfolgter Frage letzterer berichtet: „Is sich serr teuer heute, das Butter, kostet sich 12 Silbergroschen." Daran mußte ich unwillkürlich denken! O! Und nun sollten die Leute deutsche Lieder singen! —

Aber, auch diese Schwierigkeit wurde überwunden. „Luft und Liebe zum Dinge, macht alle Arbeit geringe" — und so gelang es einigen Sprechkundigen, die einzuübenden Lieder in das wasserpolnische Idiom zu übersetzen, und — Abend für Abend erklang es, geführt von kräftigen Geigenstrichen, teils deutsch, teils polnisch:

„Unser Hauptmann, der ist gut,
Juchheidi und juchheida,
Wenn man ihm gehorchen tut,
Juchheidi, heida!
Hat man aber was verbrochen,
Wird man gleich ins Loch gestochen . . .

oder:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein . . ."

Es war eine Riesenarbeit!

Ich kann mit gutem Gewissen darüber reden, denn ich hatte es schließlich selbst übernommen, mit meinen Füsilieren die Gesänge einzuüben. Manches „Himmeldonnerwetter! und „Aufpassen zum Schwernot, Text halten!" grollte in die singenden Scharen — aber wer wüßte nicht, daß auch in Gesangvereinen, im traulichen Vereinslokale, zum öfteren dem hochverehrten Dirigenten der Geduldsfaden reißt und er zornige Worte auf die „unsicheren Kantonisten" herabdonnert. —

Künstlerische Leistungen waren von uns begreiflicherweise nicht zu erwarten! Wir verfügten weder über geschulte, noch geschonte Kehlen. Lautes Sprechen und Schreien wird dem Soldaten anerzogen, ist auch unbedingt erforderlich. Ein „Halt Werda!" zaghaft gesprochen, — das „Hurra, Hurra . . ." beim Sturm auf den Feind mit bibbernder Stimme — würde seinen Eindruck und den Zweck verfehlen, so 'was gibt's nicht! Und der Feldzugskognak, die Unmasse Rotwein und das ständige Qualmen von — „Liebeszigarren", „Liebestabak" oder „Rübenblättern", wenn es nicht anders ist, denn — geraucht werden muß und „wenn der Sabel bricht". Dazu der verschiedene Dialekt, die geringe und zum Teil gar nicht vorhandene Schulung — wie gesagt, leicht war es nicht!

„Luft und Liebe zum Dinge, macht alle Arbeit geringe," tat auch hier wieder seine Schuldigkeit, und nachdem wir während zweier Wochen tagtäglich geübt, hatte sich das improvisierte Musikchor ganz nett zusammengespielt, der urwüchsige Soldatengesang stand fest und klang forsch — jedenfalls mußte es einen guten militärischen Eindruck hervorrufen, wenn die zweihundert Mann mit der Musik zusammen loslegten, die Tambours an den geeigneten Stellen im Wirbel einfielen, oder begleitend den Sechsachtel-Takt schlugen. — „Mäßigen Ansprüchen wenig entsprechend," sagte ich zwar oft vor mich hin, wenn mir in einsamen Stunden Bedenken kamen, — stets aber unterdrückte ich sofort die aufkommende ironische Stimmung: „Brav ist's, was wir tun" und „honny soit, qui mal y ponse!" Und dabei blieb's!

Am 6. April war die Geburtstagsfeier! Der Tag vorher fand alles, vom Offizier bis zum Spielmann herunter, in fieberhafter Tätigkeit. Ich hatte keinen Dienst angesetzt, — gab es doch für jedermann vollauf zu tun. Die Füsiliere klopften und bürsteten ihre Uniformen, putzten Knöpfe, Helme und Seitengewehre, das Lederzeug wurde spiegelblank gebohnert, die Haare wurden vorschriftsmäßig geschnitten, die Schnurrbärte aufgesetzt — alles, wie zur Parade! Die Kränze lagen fix und fertig im „Musikfaß", die Fackeln waren im Wagen aus der Stadt geholt worden, desgleichen der Geburtstagskuchen. O, wie schön war er! Und wie groß! „Schwernot, ist er nicht ein bißchen sehr groß geraten?" apostrophierte ich die anwesende Kuchen-Kommission.

„Na, ich weiß nicht," antwortete der Leutnant Fitzek, „es scheint mir beinahe auch so — Fähnrich," fuhr er fort, „haben Sie etwa Geschichten gemacht? Sie waren ja noch n'mal zurückgegangen zu dem Konditor?"

„Nein, nein — eigentlich nicht" — kam es zögernd von den Lippen des „Kindes", — „ich — ich — sagte ihm bloß — er solle den Kuchen nicht zu klein — machen, denn — wir wären doch — sechs Offiziere dazu."

Schallendes Gelächter ertönte ringsum! Es war auch zu drollig: Das „Kind" hatte seinen Appetit mit der Zahl 6

multipliziert! Dreißig Zentimeter Radius! Sechzig Zentimeter Durchmesser! Darum hatte der Konditor keine Schüssel mitgeschickt — solch große gab es ja gar nicht — darum lag die Torte auf einem hölzernen Teller — und, der hatte wahrscheinlich auch erst besonders angefertigt werden müssen! Haarsträubend war es! „Kolossabel“ würde Sergeant Krszozgrik gesagt haben! Zu ändern war es aber nicht und — hübsch war die Torte — zweifellos! Eine wirkliche Sandtorte! und reizend verziert durch allerlei, an Blumen — Girlanden erinnernde Arabesken, die durch aufgelegte Früchte kunstvoll hergestellt waren — mit einer stolzen Widmung in Zuckerguß:

Unserem hochverehrten Hauptmann und Kompagnie-Chef
Herrn von Sternberg
zur Feier seines 34. Geburtstages!
Die Offiziere, Unteroffiziere und Füsiliere seiner Kompagnie.
6. April 1871.

Vierunddreißig schlanke Wachskerzen waren am Rande des Kuchentellers auf eingeschraubten, zierlichen Metallspitzen befestigt — so eine Kriegs-Kompagnie birgt manchen Künstler — zwischen dem ersten und dem vierunddreißigsten Geburtstagslicht, deren Zwischenraum schlauerweise entsprechend größer angeordnet war, ragte stolz das fast doppelt so starke und große Lebenslicht hervor, sinnig umwunden mit einem Lorbeerzweige —

„Großartig!“ — „schneidig!“ — „famos!“ so erklangen die bewundernden Ausrufe der Kameraden, das unvermeidliche „Wirklich mit allen Schikanen“ des Leutnants Fitzek bestätigte die allseitige Zufriedenheit. —

Um 1/28 Uhr abends stand das Detachement Cumerry im Ordonnanz-Anzuge auf dem Alarmplatze, die Spielleute und die improvisierte Musik am rechten Flügel. Wunderbar genug sah es aus, wie die Pseudo-Hoboisten die Geigen, am Zwirbel angefaßt, schulterten und wie das Cello als „Gewehr bei Fuß“ figurierte. Die Fackeln und Girlanden waren auf einem Wagen verladen, der hinter der Front hielt. Die beabsichtigte Ausschmückung des Schlosses, in dem der Hauptmann lag, sollte unter Vermeidung jeglichen Geräusches noch am Spätabend und nachdem er sich zur Ruhe begeben haben würde, erfolgen — so hatte ich angeordnet, — die erforderlichen Nägel waren tagsüber, als der Hauptmann abwesend war, eingeschlagen worden.

Wir hatten 6 Kilometer zu marschieren von Cumerry nach Catoy und Punkt 1/29 Uhr hielten wir an der Lisière des Schloßparkes, dort, wo die kleine Hinterür der Umfriedung Einlaß in denselben gewährte. Hier stand, uns erwartend, der in Catoy liegende, dritte Zug unserer Kompagnie. Wir setzten uns „in Reihen rechtsum“ mit einmetrigen Rottenabständen, die Fackeln wurden verteilt und angezündet.

„Tambour battant“ — die Musik setzte nach dem Locken der Spielleute mit einem Marsche ein — bogen wir in den Park, um auf dem vielverschlungenen Wege unser Licht leuchten zu lassen.

Der laute Schall der Trommeln, die darauf folgende, zigeunerhafte Musik, das blitzartige Erleuchten des Abenddunkels hatten den Hauptmann an das Fenster seines im ersten Stockwerk belegenen Zimmers gelockt: ich konnte das sehen. Die hohe Gestalt hob sich wie eine Silhouette von dem hellen Hintergrunde des durch die große Astrallampe beleuchteten Zimmers ab, — doch verschwand er plötzlich.

Kurze Zeit darauf, in demselben Augenblicke, als wir in einem, zum Kreise gewundenen Parkwege nach dem Schlosse vorrückten, erschien er wieder am Fenster und, mit ihm zugleich, monsieur le comte, sein liebenswürdiger Quartierwirt mit den Damen des Schlosses.

Nun war die Tête des Fackelzuges am Schlosse angelangt: „Guten Abend“ — „bon soir“ — ertönte es bei dem Vorbeimarsch hinauf zu den Fenstern und herunter zu uns, und gleich darauf begann ein donnerndes „Hurra . . .“ das, wie eine Lawine in den langen Reihen der Soldaten dahinrollend, auf seinem langen Wege sich immer mehr und mehr verstärkend, zum Schluß den ganzen Park durchbrauste und das Echo der vorliegenden Berge erweckte. —

Immer dem verschlungenen Parkwege folgend, glitt der Zug, einer schillernden Schlange vergleichbar, durch die englischen Anlagen. Bald das Schloß, bald Teile des Parkes erhellend, bald zwischen dichten Baumgruppen im Dickicht verschwindend und alles in Dunkelheit zurücklassend, schuf der Schein der vielen Flammen ein stetig wechselndes Bild.

Und nun war der Fackelzug beendet! Wiederum trat der Zug aus dem Grün der Bäume auf den Vorplatz des Schlosses heraus; dort haltend, formierte er sich zum Halbkreise. Die Tambours schlugen ab, und aus dem leise verhallenden Trommelwirbel erklang, von den Füsilieren, unter Begleitung der Musik, gesungen, das militärische Abendgebet: „Ich bete an die Macht der Liebe“. — Mit kurzen Pausen sangen wir darauf unser bescheidenes Programm herunter und als am Schlusse desselben der kräftige Männerchor zum Vortrage des so oft und so gern gehörten Kriegsliedes „Die Wacht am Rhein“ seine ganze Kraft und Begeisterung einsetzte, als Musik und Trommelwirbel, begleitend und verstärkend, die gewaltige Melodie zu voller Wirkung brachten, — da wurde es doch warm in der Brust, das Gefühl der Kameradschaftlichkeit und der Zusammengehörigkeit durchströmte das Herz: es war ein Eindruck erzielt, der jedem unvergeßlich bleiben wird, der dieser Geburtstagsfeier in Feindesland beigewohnt hat. —

Nachdem der Gesang sein Ende erreicht, war lautlose Stille eingetreten.

In militärisch kurzer Art widmete ich unserem verehrten Hauptmann und Kompagnie-Chef ein Lebehoch, und stürmisch riefen es seine Füsiliere. —

Nach erfolgtem Rückmarsch blieben wir im Musiksaal versammelt.

Einmütig empfanden wir Offiziere das Bedürfnis, noch etwas bei den Soldaten zu verweilen. Der Krieg überbrückt den tiefen Spalt zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Wie oft hatten wir die Leute im tollsten Feuer vorgeführt, mit „Hurra“ waren sie uns gefolgt, wie oft hatten wir gemeinsam Blut und Leben eingesetzt! Wie die Bienen waren sie um uns herumgewesen, wenn wir in das Gedränge gerieten und Mühe hatten, uns den anstürmenden Feind vom Leib zu halten! Allezeit hatten wir sie treu erfunden und brav!

Dazu die Erinnerung an alle die Kameraden, die vor dem Feinde gefallen waren, die wir gemeinschaftlich zur Ruhe gebettet, an deren Gräbern wir zusammen „das Vaterunser“ gesprochen — das kittet! —

Und heute und die Tage vorher! Waren wir nicht eine große Familie, die dem Haupte derselben soeben die schuldige Liebe und Verehrung bezeugt? —

Rings um die Tische saßen wir. Die vier Viertönnchen, die die „Kuchen-Kommission“ in vorsorglicher Weise aus der Stadt mitgebracht hatte, waren angestochen; Trinkgläser hatten sich die Füsiliere mit der dem deutschen Soldaten eigenen Findigkeit im Handumdrehen und trotz der vorgerückten Abendstunde besorgt, und so saßen wir denn bei einem gemütlichen Abendschoppen.

„Krszozszrik!“ rief ich. „Herr Leutnant“ schallte es zurück.

„Wie hat Ihnen denn unser Gesang gefallen?“

„Serr gutt, Herr Leutnant! Mit die Trommeln, das war gonz kolossabel, aber die Kerls, die Hoboïsten mit die Fyolinen — das war sich serr dünne!“

„Auch 'ne Kritik!“ dachte ich. „Na ja, Krszozszrik, das mag wohl sein, daß bei dem Lärm die Streichinstrumente nicht recht durchdringen konnten, aber sonst, meine ich, klang es doch ganz hübsch?“

„Jawoll, Herr Leutnant! Stimmte sich alles serr gutt und die Hamponie war reschpinabel!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Beglückt ist, wer da hat ein Ziel,
Wer durch des Lebens Ernst und Spiel
Mit frohem Mute zieht.
Entgegen ihm auch Ehr' und Lohn,
Erfreut ihn doch sein Streben schon,
Draus ihm ein Trost erblüht.

Burns.

Der Attaché.

Humoreske von Lothar Brenkendorf.

(Schluß) (Nachdruck verboten.)

Es war ein junger Mann mit blassem, glatt rasiertem Gesicht und von auffallend eleganter Kleidung. In seiner Hemdbrust funkelte ein Brillant und auch der Ring an seinem kleinen Finger warf feurige Strahlen in allen Farben des Regenbogens.

Herr Brennicke, der es nicht sonderlich liebte, neue Bekanntschaften zu machen, hatte etwas Unverständliches gemurmelt, Frau Ulrike aber hatte nach kurzer scharfer Musterung in einem viel freundlicheren Tone, als es Herrn Polstorff einem wildfremden Menschen gegenüber angemessen schien, die erbetene Erlaubnis erteilt.

„Danke gehorsamst, gnädige Frau!“ schnarrte der Fremde. „Gestatten, daß mich vorstelle: Lengenfeld! — Wunderschöner Abend heute! Aber ein bißchen spießbürgerlich, die Veranstaltung hier. Herrschaften haben doch gewiß auch schon gesehen, wie so was in Ostende oder in Nizza gemacht wird — wie?“

„Diese Ortschaften haben wir zufällig noch nicht besucht,“ erwiderte Frau Brennicke, indem sie ihren Mund sehr spitz machte, um einen recht vornehmen Anblick zu gewähren. „Aber in Heringsdorf war es allerdings viel großartiger als hier.“

„O — Heringsdorf!“ machte der Glattrasierte geringschätzig. „Wenn Gnädigste unser letztes Gartenfest auf der Botschaft in Paris gesehen hätten — einfach tadellos, sage ich Ihnen. Hier der reine Jammer dagegen. Gnädiges Fräulein waren doch gewiß schon in Paris?“

Aenni, die immer weiter von dem eleganten jungen Manne abrückte, verneinte kühl, aber Frau Ulrike beeilte sich zu erklären:

„Paris ist kein schicklicher Ort für ein junges Mädchen, sonst wären wir schon mal mit ihr hingefahren. Denn an den Moneten fehlt es ja Gott sei Dank nicht, und am Französisch auch nicht. Sprich doch mal ein bißchen Französisch mit dem Herrn, Aenni, du hast ja in den modernen Sprachen Nummer eins mit Auszeichnung auf deinem Abgangszeugnis gehabt.“

„Aber, Mama —“ bat Aenni, während es dem Kalkulator bei Frau Brennickes überströmender Liebenswürdigkeit gegen den Fremden immer heißer und unbehaglicher wurde. Der aber hatte wirklich und wahrhaftig die Dreistigkeit, sich in fließendem Französisch an das junge Mädchen zu wenden und eine lange Suada herunterzuhaspeln, bis ihn Aenni unterbrach:

„Entschuldigen Sie, mein Herr — ich ziehe es vor, deutsch zu sprechen, da wir uns ja hier nicht in Frankreich befinden.“

„Ganz wie gnädiges Fräulein befehlen! — Müssen aber jedenfalls mal nach Paris — wenn nicht früher, so doch auf Hochzeitsreise. Ich für meine Person werde Hochzeitsreise nur über Paris machen — unbedingt!“

„Sie sind also noch nicht verheiratet?“ fragte Frau Ulrike, deren Mund immer spitzer und deren Miene immer süßer wurde. „Darf ich fragen, ob Sie bei der Botschaft in Paris beschäftigt sind, mein Herr?“

„Gewesen, gnädige Frau — gewesen. — Jetzt mal wieder kleine Veränderung — bald hier, bald da, das liegt so in meinem Métier.“

„Der Herr sind vielleicht Gesandtschafts-Attaché? Herr von Lengenfeld war doch Ihr werter Name, nicht war?“

„Ganz recht, Lengenfeld. — Attaché — jawohl, gnädige Frau — gewissermaßen Attaché.“

„Willst du dich dem Herrn Baron nicht auch vorstellen, Theodor? — Mein Mann ist der Partikulier Brennicke — Hauseigentümer in Berlin. — Wenn Sie mal dahin kommen, Herr Baron, werden Sie uns hoffentlich das Vergnügen machen, uns zu besuchen. Platanenstraße 8 — wir würden uns außerordentlich freuen. Meine Tochter ist so musikalisch — Sie würden sich gewiß nicht bei uns langweilen, Herr Baron!“

„Aber, Mama — —“

„Was hast du denn eigentlich? Du bist ja heute wie auf den Mund geschlagen. Möchten Sie nicht ein bißchen rücken, Herr Polstorff? Der Herr Baron sitzt ja so unbequem.“

Dabei streifte den Kalkulator ein höchst ungnädiger Blick und es sah ganz so aus, als ob ihm Frau Ulrike am liebsten aufgefordert hätte, sich ganz zu entfernen. Als der Attaché fragend zu ihm hinüber blickte, stellte Madame Brennicke sehr oberflächlich vor:

„Herr Polstorff, den wir zufällig hier kennen gelernt haben — aus dem Handelsministerium.“

„Ah!“ machte der Attaché mit einer undefinierbaren Handbewegung, um dann nicht weiter mehr von Herrn Polstorff Notiz zu nehmen. Gegen die beiden Damen aber war er von einer geradezu unerschöpflichen Liebenswürdigkeit, und wenn auch sowohl Fräulein Aenni wie Herr Brennicke nicht aus ihrer Reserve heraustraten, zeigte ihm Frau Ulrike das Wohlgefallen, das sie an ihm gefunden, dafür so unzweideutig, daß Herr Polstorff seine Hoffnungen von Minute zu Minute tiefer herabstimmte. Ein paar mal hatte er den schüchternen Versuch gemacht, sich an der Unterhaltung zu beteiligen, um auch sein bescheidenes Lichtlein neben dem des Herrn Attachés leuchten zu lassen, aber er war von Frau Ulrike jedesmal so kurz und hochmütig abgefertigt worden, daß er sich nicht dem geringsten Zweifel über den durch die neue Bekanntschaft herbeigeführten gänzlichen Wandel ihrer Gesinnung hingeben konnte.

„Werden der Herr Baron noch lange in Liebenwalde bleiben?“ fragte Madame Brennicke, als sich mal eine kleine Verlegenheitspause in der Konversation eingestellt hatte. Und der Attaché zuckte wie in wehmütigem Bedauern die Achseln.

„Wenn es nur auf mich ankäme,“ sagte er mit einem gar nicht mißzuverstehenden Blick auf Fräulein Aenni, „würde ich mich gewiß nicht so bald losreißen. Aber ich bin leider nicht frei, und einem Rufe wie diesem hier darf ich mich nicht wohl entziehen.“

Er hatte eine telegraphische Depesche aus der Tasche gezogen und hielt sie über den Tisch hinweg Frau Ulrike unter die Augen.

„Erwarte Sie unverzüglich,“ las sie, und dann mit einem kleinen Aufschrei höchster Ueberraschung: „Deutscher Kaiser.“ — „O, Herr Baron, Seine Majestät selbst hat an Sie telegraphiert? — Hast du es gehört, Theodor? Der Herr Baron steht in direktem Verkehr mit Seiner Majestät dem Kaiser.“

„Na ja,“ brummte Herr Brennicke, „wenn der Herr Gesandtschafts-Attaché ist! — Da reisen Sie also bald ab?“

Der Attaché, der das Telegramm lässig zusammengefaltet und wieder in die Tasche geschoben hatte, lächelte wie in einer kleinen Verlegenheit.

„Ja, meine Herrschaften — das ist eine ganz spaßige Geschichte. — Um dem Rufe Folge leisten zu können, müßte ich zuvor hier noch meine kleinen Angelegen-